

d'Lëtzeburger **Land**

Land

« Au jour le jour »

Le ministre des Classes moyennes Lex Delles (DP) avance à tâtons, redoute un éventuel reconfinement, mais travaille à de nouvelles aides. Interview

Wenn die App sagt, pass auf!

Wissenschaftler wollen sie, Datenschützer sind skeptisch, die Regierung scheint sie zu fürchten: Corona-Apps

Gefahr erkannt, nicht gebannt

Ein Drittel aller bislang an Covid-19 Verstorbenen, sind Menschen, die zuvor im Altersheim lebten

Foto: Sven Becker

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#16 67. Jahrgang 17. April 2020



4,00€

Gefahr erkannt, aber nicht gebannt

Ines Kurschat

„Du siehst schön aus.“ Das Kompliment tat gut, das Marianne Junker* bei ihrem letzten Besuch von ihrem Vater bekam. Ihr Vater hat Alzheimer und lebt im Altersheim. Normalerweise redete er nicht viel, aber noch er erkannte seine Tochter, die ihn mehrmals die Woche besuchte.

Das war vor Corona. Seitdem die Regierung zum Schutz vor dem gefährlichen Virus den Besuch von Alten- und Pflegeheimen untersagt hat, hat Junker ihren Vater nicht mehr gesehen. Die Nachrichten, die ihre Stiefmutter aus Telefonaten mit dem Bezugspfleger mitbringt, beunruhigen sie: „Er spricht nicht mehr, isst allein im Zimmer. Ich glaube nicht, dass er versteht, was los ist, und warum wir ihn nicht besuchen.“ Auch ihre Stiefmutter sorgt sich mittlerweile. Der Zustand ihres Mannes verschlechterte sich von Tag zu Tag. „Wir sind abhängig von dem, was uns das Personal erzählt“, sagt die Stieftochter.

So wie den beiden geht es gerade vielen Angehörigen, deren Vater oder Mutter, Oma oder Opa, Onkel oder Tante im Alters- oder in einem Pflegeheim leben. Anfangs noch hatte die Regierung die Risikoeinschätzung bei Besuchern den Direktionen überlassen, seit dem 13. März herrscht ein absolutes Besuchsverbot. Seitdem hat niemand, der nicht im Heim arbeitet oder Ware liefert, mehr Zutritt.

Rote Zone Bewohner dürfen sich zwar prinzipiell im Heim frei bewegen, aber seitdem in mehreren Einrichtungen eine steigende Zahl Insassen positiv auf Covid-19 getestet wurde, schrumpft ihr Freiraum. Manche dürfen nur eine Stunde täglich raus. In einigen Häusern wurden ganze Stockwerke abgesperrt, in anderen Rote Zonen markiert, wieder andere Insassen sind in ihrem Zimmer isoliert. Zutritt hat nur das diensthabende Personal, das in Schutzkleidung, also Handschuhe, Wegwerfkittel, Maske und Brille nach dem Rechten schaut.

„Chaotische Zustände“. Haben Heimleitungen, Familien- und Gesundheitsministerium die Gefahr von Covid-19 für die Altenheimbevölkerung unterschätzt?

„Für Bewohner ist das eine extrem schwierige Situation“, räumt Nathalie Hanck, Kommunikationsbeauftragte von Servior, ein, mit über 1 600 Senioren der größte Heimdienstleister im Land. Der Anblick von maskierten Schwestern und die strengen Distanzregeln verängstigen, zumal das Virus unsichtbar ist. Plötzlich darf man sich nicht mehr anfassen, gemeinsame Mahlzeiten von Gesunden und positiv Getesteten sind untersagt. Hart trifft es Freunde, von denen einer isoliert ist und der andere nicht zu ihm darf. Glück hat, wessen Heim einen größeren Garten zum Spaziergehen bereithält oder wo Musiker ein Ständchen spielen.

Demenzkranke indes verstehen teilweise nicht einmal, was es mit dem Coronavirus auf sich hat. Für die Verständigung mit Alzheimerpatienten sei der Körperkontakt „eine wichtige Brücke“, erzählt Michèle Halsdorf, Direktionsbeauftragte des Pflegeheims Beim Goldknapp und Mitglied der Alzheimer Foundation. Viele verstünden die Abstandsregeln nicht, wohnen und essen in Gruppen. Hohe Covid-19-Infektionsraten unter diesen Patienten seien daher „nicht erstaunlich“.

Während Ärzte und Klinikpersonal im Zentrum des öffentlichen Interesses stehen, leisten Altenpfleger relativ unbemerkt Außergewöhnliches, um unter verschärften Schutzmaßnahmen die Versorgung der 5 862 HeimbewohnerInnen im Land aufrechtzuerhalten. Etwas über die Hälfte der rund 7 000 Krankenschwestern und Altenpfleger im Land stammt aus der Großregion. Um den Personalbedarf trotzdem decken zu können, wurde die nationale Reserve mobilisiert; seit dem 15. April verstärken 181 Pflegeschüler die Teams. Zehn-Stunden-Schichten sind nichts Ungewöhnliches. Zu den Betrieben, die beim Arbeitsministerium die 60-Stundenwoche beantragt haben, zählen zwölf Altenheime. Gleichwohl freut sich Hanck über „die große Solidarität zwischen den Mitarbeitern und den Bewohnern“.

60-Stundenwoche Pfleger haben über die Jahre Beziehungen zu den Bewohnern aufgebaut und müssen wegen Covid-19 jetzt teilweise in anderen Bereichen einspringen. Es ist der Bruch mit geschätzten Gewohnheiten, der allen zu schaffen macht. Der Tagesablauf ist streng reglementiert: Häuser haben feste Pflegeteams gebildet. Zunächst werden die Gesunden betreut, dann die Infizierten, um die individuelle Ansteckungsgefahr zu verringern. Wer trotzdem Covid-19-Symptome hat, wird sofort getestet. Die meisten Träger haben dazu Ver-

träge mit privaten Labordiensten abgeschlossen. Fällt der Test positiv aus, muss der/die Betroffene für zwei Wochen in Quarantäne. „Zum Glück haben wir derzeit keinen Fall unter unserem Personal“, freut sich Nathalie Hanck von Servior. Insgesamt waren im gesamten Pflegebereich am Mittwoch 97 Angestellte positiv auf Covid-19 getestet.

Die Verbleibenden bemühen sich nach Kräften, den Bewohnern trotz Pandemie Bewegung und Abwechslung zu bieten. Weil externe Hilfsdienste wie Fußpflege, Ergotherapie und Animatoren nicht mehr ins Heim dürfen, wurden interne Lösungen gefunden. Messenger-Dienste und Videochats können Besuche von Freunden und Verwandten nicht ersetzen. Aber wer möchte und das kann, dem helfen online anberaumte Kontakte, mit den Lieben in Verbindung zu bleiben. Servior hält eigenen Aussagen zufolge dafür durchschnittlich zwei bis drei Tablets pro Einrichtung bereit. Für andere bleibt klassisch das Telefon und der Postweg.

Die Stimmung unter den Bewohnern ist dennoch vielerorts gedrückt, berichten Angehörige, die mit Heiminsassen telefonieren, und das bestätigte auch Premier Xavier Bettel indirekt auf der Pressekonferenz am Mittwoch. Die täglich veröffentlichten Zahlen aus dem Gesundheitsministerium, widersprüchliche Informationen und kranke Mitbewohner machen mürrisch, manche halten den wochenlangen psychischen Druck nicht mehr aus und müssen von Psychologen aufgefangen werden.

Die Profile der Toten unterstreichen die tödliche Gefahr: Ab 60 Jahren steigt das Risiko einer schweren Covid-19-Erkrankung deutlich. Wer immunkrank oder gebrechlich ist, wer Diabetes oder andere Vorerkrankungen hat, ist besonders gefährdet. Von den 67 Personen, die bis 14. April an dem Coronavirus hierzulande verstorben

sind, sind 44 in der Klinik gestorben und 22 im Altersheim, also rund ein Drittel. Neun Heimbewohner gelten inzwischen als geheilt. Wie viele bereits Vorerkrankungen hatten, beantwortet das Gesundheitsministerium nicht; dafür seien ausführlichere Tests notwendig. Von 900 HeimbewohnerInnen, die bislang getestet wurden, waren 151 Covid-19 positiv (Stand: 14. April).

Fehlende Daten Die dramatische Entwicklung ist freilich nicht auf Luxemburg beschränkt: Ungefähr jeder zweite Todesfall durch das Coronavirus in den fünf EU-Ländern Belgien, Frankreich, Irland, Italien und Spanien wurde einer Studie der London School of Economics zufolge aus einem Pflegeheim gemeldet. Zwischen 42 und 57 Prozent aller Todesfälle in dortigen Heimen standen laut den Forschern in Verbindung mit dem neuartigen Erreger, wobei die Zählweise und Definitionen von Altenheim nicht immer vergleichbar waren und die Statistiken daher mit Vorsicht zu genießen sind. Als gesichert gilt, dass in allen Ländern die Zahl der über 65-Jährigen unter den Covid-19-Toten überdurchschnittlich hoch war.

In Luxemburg teilt das Gesundheitsministerium Informationen zum Profil der Verstorbenen nur zögerlich mit, dies mit Verweis auf den Schutz der Privatsphäre und um die Alten nicht zu sehr zu beunruhigen. Als RTL-Moderatorin Mariette Zenners am 31. März wissen wollte, ob zehn der über 65-jährigen Covid-19-Toten „wirklich in einem Altersheim“ starben, antwortete Familienministerin Corinne Cahen „daheim, in Spitälern oder in Altenheimen“. Danach hagelte es in den Kommentarspalten Kritik, die Ministerin kenne die Realität in den Heimen nicht. Noch bevor Medien davon berichteten und das Gesundheitsministerium es bestätigte, zirkulierten in den sozialen Netzwerken bereits Namen von Altersheimen, in denen besonders viele Covid-19-Positive gemeldet waren. Darunter die Einrichtung Parcs du 3^e Age in Bertrangen, Saint-Joseph in Petingen, Haaptmann's Schloss in Berbourg, Servior am Park in Bofferdingen und der Apartmentkomplex Op der Waassertrap in Belval. Covid-19-Todesfälle werden offiziell nicht nach Regionen aufgeschlüsselt, angeblich um Betroffene vor Neugierde und Stigmatisierung zu schützen. In Deutschland brechen die Gesundheitsämter der Bundesländer sie bis auf Landkreisebene herunter.

Schutzlücken Auch Angaben zu Ansteckungsverlauf sowie zu Infektionsherden fehlen. Von der Copas, Dachverband der Pflegedienstleister, heißt es auf eine Anfrage des *Land* lediglich: Ursachen und Hintergründe der Infektionen müssten Journalisten bei den Strukturen erfragen. Ministerin Cahen, die das Seniorenressort verantwortet, hatte bei einer Anhörung vor der Familienkommission vor einer Woche den Abgeordneten berichtet, im Norden habe ein Heimkehrer aus einer Krisenregion, der trotz anders lautender Empfehlungen seine Mutter besucht hatte, das Virus ins Heim getragen. Anderorts seien es Pfleger oder Bewohner gewesen, die das Virus weitergegeben hätten.

Wie gefährlich das Virus gerade für die ältere Bevölkerung ist, war spätestens seit den dramatischen Erfahrungsberichten aus China, Italien und Spanien klar. Am 11. März hatte Gesundheitsministerin Paulette Lenert von „besonnen exponierte Leit“ gesprochen, älteren Menschen, die man „in den nächsten Wochen besonders im Fokus“ haben werde. An diesem Mittwoch dann stellte sie gemeinsam mit Premierminister Xavier Bettel die Exit-Strategie aus dem *Lockdown* vor, allerdings soll das Besuchsverbot für die Heime und besonders schutzbedürftige Gruppen, dazu zählen Alte, Immunkranke und teilweise Menschen mit Behinderungen, zunächst weiter gelten.

Denn bisher ist es den Behörden augenscheinlich nicht gelungen, diese Population optimal zu schützen. Von „ziemlich katastrophalen“ Zuständen spricht Céline Conter von der Pflegesektion des LCGB angesichts des anfänglichen Krisenma-



Glücklich, wer in einem Heim mit Garten wohnt. Manche Bewohner können nicht mehr als eine Stunde am Tag raus an die frische Luft

Ein Drittel aller bislang an Covid-19 Verstorbenen waren Menschen, die im Altersheim lebten. Nicht nur trifft Heimbewohner das Virus härter, für sie ist trotz Exit-Szenario so bald keine Normalität in Sicht

nagements einzelner Häuser: „Zu Beginn war es chaotisch“; da sei der Schutz „nicht optimal organisiert“ gewesen. Direktionen hätten eine „falsche Bescheidenheit“ an den Tag gelegt und sich nicht sogleich um bessere Schutzkleidung fürs Pflegepersonal gekümmert, haben Personaldelegierte gemeldet. Pitt Bach von der Pflegesektion des OGBL beruft sich ebenfalls auf Zeugenberichte, wonach vor allem in der Anfangszeit der Krise, also Ende Februar bis in den März hinein, viele Pfleger „sich nicht sicher“ gefühlt hätten.

Versorgungsengpässe Paulette Lenert hatte mehrfach betont, das Gesundheitspersonal sei auch in Nicht-Covid-Zeiten geschult und geübt darin, Bewohner zu isolieren, etwa im Falle einer Grippe- welle. Das bekräftigt Nathalie Hanck von Servior. Die Copas behauptet, alle Träger hätten sich stets an die Vorgaben gehalten. Trotzdem kann die Isolierung mancherorts gar nicht optimal gewesen sein: Wie sonst ist zu erklären, dass in mehreren Heimen trotz früher Warnungen ganze Gruppen mit dem Virus infiziert wurden? Welche Rolle spielten lasch umgesetzte Schutzbestimmungen und eine unzu- reichende Versorgung mit Schutzkleidung?

Ministerin Lenert hat nie einen Hehl daraus ge- macht, dass insbesondere Schutzmasken zunächst fehlten. Ihr Ministerium sammelte alle vorfindba- ren Reserven ein, um die landesweite Verteilung zentral zu organisieren. Eine genaue Inventur er- folgte ab 19. März, ab 27. März stand die Struktur, um quasi in Echtzeit den Materialbedarf zu ermit- teln. Vorrang hatten zunächst Ärztinnen und Pfl- eger in den Kliniken und Krisenzentren, die direkt mit Covid-19-Patienten in Kontakt standen, so Lenert, die um Verständnis für diese Prioritäten- setzung bat. Erst als Nachschub über den Luftweg eintraf, wurden die Schutzmasken zunehmend an andere Professionen verteilt. Genau um diese gestaffelte Verteilung entzündete sich Streit: Al- tenpfleger wähten sich im Vergleich mit Klinik- krankenschwestern benachteiligt, Streetworker warteten ebenfalls lange auf Schutzmaterial. Sie bekamen am 31. März Masken ausgehändigt, in Plastikbrotdosen verpackt und mit eilig getippter Anleitung. Bis heute wurde keine Übersicht ver- öffentlicht, wann welcher Maskentyp an welche Berufs- und Personengruppen geliefert wurden.

Am 6. April schließlich veröffentlichte das Ge- sundheitsamt *Strategien zur Nutzung von indi- vidueller Schutzausrüstung während der Corona- Epidemie*, in denen es Schutzszenarien je nach Einsatzfeld und Covid-19-Kontakt definiert (mo- bile Pflegedienste, Alltag, Alten- und Pflegeheim, Klinik). Demnach gelten für das gesamte Perso- nal, das Covid-19-Positive betreut, dieselben Be- stimmungen, egal ob im Altersheim oder in der Klinik. „Es sind genug Masken da“, beruhigte Familienministerin Corinne Cahen am Mittwoch im *Radio 100,7*. Doch die bange Frage, die sich alle im Sektor stellen: Wie lange hält der Vorrat, jetzt, wenn die gesamte Bevölkerung in der Ö- ffentlichkeit dort, wo kein Sicherheitsabstand von zwei Metern möglich ist, Masken tragen soll?

Angemessene Schutzkleidung war oder ist aber nicht das einzige Problem: Zu Beginn der Pande- mie, so berichten Pfleger, sollen Mitarbeiter trotz Covid-19-Symptomen weiter zur Arbeit erschie- nen sein. Andere berichten davon, mobile Pfl- ege- dienste hätten hustende Klienten teils ohne volle Schutzkleidung und ohne fachgerechte Einführung in die Schutzmaßnahmen versorgt. Ob das stimmt und in welchem Ausmaß möglicherweise gegen Schutzauflagen verstoßen wurde, ist unklar. Im



Um die Härten der Isolierung und des Besuchsverbots für die Bewohner abzufedern, setzen Heime verstärkt auf digitale Medien

Prinzip sieht das Gesundheitsministerium Weiter- bildungen zu Covid-19 vor. Pflegepersonal, das das *Land* traf und zur Versorgungslage befragen woll- te, teilte bedauernd mit, ohne Genehmigung von der Direktion nichts sagen zu dürfen. Aber sowohl LCGB und OGBL berichten übereinstimmend, dass anfänglich „Chaos“ und je nach Heim un- terschiedliche Praktiken vorherrschten.

Verbindliche Leitlinien für den gesamten Alten- und Pflegesektor wurden laut Copas am 18. März, laut Servior am 19. März veröffentlicht; seitdem wurden sie mehrfach präzisiert und angepasst. In der Verordnung des Gesundheitsamts vom 30. März sind die Schutzmaßnahmen für alle ver- bindlich festgehalten. *Land*-Informationen zufolge waren es nervöse Träger, die das Gesundheitsmi- nisterium zur besseren Abstimmung und zu mehr Koordination drängten. Laut einer gemeinsamen Antwort von Gesundheits- und Familienmini- sterium trafen sich Beamte mit Vertretern der Copas das erste Mal am 12. März auf Einladung des Ge- sundheitsamts, um über Leitlinien zur Bekämp- fung und Eindämmung des Virus zu diskutieren.

Gleiche Regeln für alle Ab da wurde die Copas systematisch in die Beratungen zum Sektor ein- gebunden, aber ein verantwortlicher Koordinator speziell für Pflegefachfragen, der die Arbeitsläufe der Pflege kennt und Bedarfe präzise benennen kann, wurde nicht in die Gruppe berufen, kritisiert die Krankenpflegevereinigung Anil. „Ist die Krise einmal vorbei, müssen wir genau prüfen, welche Lehren aus den Problemen zu ziehen sind“, mahnt die Anil-Generalsekretärin Tina Koch.

Die Versorgung mit sogenannten koordinierenden Medizinern hatte Gesundheitsministerin Paulette Lenert am 30. März vorgestellt, eine „Ligne de gar- de“ wurde speziell für den Alten- und Pflegesektor eingerichtet. So sei sichergestellt, dass jedes Heim einen Arzt/eine Ärztin zugeteilt hat, der für medi- zinische Fragen und für Krankheitsfälle zur Stelle ist. Sie ist es, die Covid-19-Symptome feststellt und gegebenenfalls Tests anordnet. Die Koordinatorin übermittelt die Daten an die Behörde. Denn nach wie vor ist es das Gesundheitsministerium, in dem alle Stränge zur Covid-19-Krisenbekämpfung zentral zusammenlaufen und das die sanitären Vorgaben bestimmt. Im Gespräch mit *Reporter. lu* beschrieb Santé-Direktor Jean-Claude Schmit

Bei nicht einmal einem Drittel der Pflegeheime wurde bislang nachgeprüft, ob sie sich auch wirklich an die Schutzauflagen halten



seine Aufgabe so: „Ich gebe die Leitlinien vor. Die Mediziner müssen sie umsetzen.“

15 von 52 Heimen überprüft Bloß: Reicht das? Laut Gesundheitsministerium überprüft und berät die Sanitärinspektion seit dem 16. März, ob Ein- richtungen die Covid-19-Schutz- und Hygienebe- stimmungen richtig umsetzen. Bis Mittwoch die- ser Woche sollen 15 von 52 Einrichtungen vor Ort überprüft worden sein. Seit dem 8. April würden diese Kontrollen mit dem Familienministerium durchgeführt, es werde systematisch Bericht ge- führt; die Berichte sind nicht öffentlich. Im Sektor scheint sich das nicht herumgesprochen zu haben: Dem LCGB zufolge sollen die Prüfgänge erst ver- gangene Woche begonnen habe. Servior hatte bis Dienstag noch keine Kenntnis über Kontrollvisiten in seinen Einrichtungen. Der Dachverband Copas schlug dem *Land* auf Nachfrage vor, solche Daten besser beim Gesundheitsamt anzufragen.

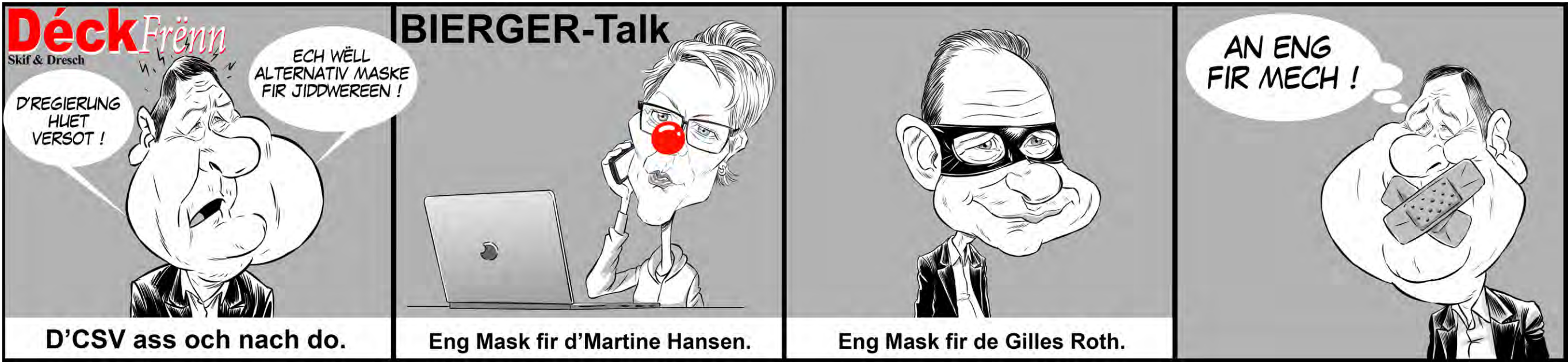
Hört man die Berichte der Berufsverbände, spricht vieles dafür, dass sowohl Heimleitungen als auch das Gesundheits- und das Familienmi- nisterium die Gefahren, die von Covid-19 für die Heimbevölkerung ausgehen, wohl stets betont, aber trotzdem im konkreten Krisenmanagement anfänglich unterschätzt haben. Besonders die un- terschiedlichen Praktiken sorgten für Verwirrung und Verunsicherung. Familienministerin Cahen erstattete der parlamentarischen Kommission am Donnerstag vor einer Woche auf Anfrage der Op- position Bericht zur Lage in den Altersheimen. „Die Antworten waren nicht hundertprozentig klar“, findet Marco Schank, gesundheitspoliti-

scher Sprecher der CSV. Die Opposition hatte Erklärungen zu Schutzvorkehrungen respektive zu den erhöhten Ansteckungsraten in manchen Häusern gefordert. Proaktive Berichte aus dem Familienministerium sind selten geworden, seit- dem die Gesundheitsministerin den *Lead* über die Krisenkommunikation an sich gezogen hat.

Es gibt weitere wichtige Entscheidungen, die den Heimen überlassen sind und wo Leitlinien für die Krise fehlen. So ist es weiterhin den Heimen überlassen zu entscheiden, ob jemand seine/n Angehörige/n, der oder die im Sterben liegt (unab- hängig davon, ob an Covid-19) ein letztes Mal se- hen kann oder nicht. Das entscheidet die Direktion der jeweiligen Einrichtung. Auf *Land*-Nachfrage, ob das nicht ethisch bedenklich sei, weil so nicht alle Angehörigen dasselbe Recht auf Abschiedneh- men von der/dem Liebsten haben, sagte Copas- Präsident Marc Fischbach, man habe intern die „schwierige Frage lange diskutiert“. Dass die Ein- richtungen dies entscheiden sollen, begründet die Copas damit, nicht alle hätten eine adäquate Infra- struktur, um den letzten Abschied ansteckungs- sicher zu organisieren.

„Warum sollen andere entscheiden, wie unsere Angehörigen die letzten Momente ihres Lebens verbringen?“, fragt Marianne Junker. Sie mag sich „nicht vorstellen, dass mein Vater jetzt wegen Co- vid-19 isoliert im Heim verkümmert“, ohne aber am Virus erkrankt zu sein. „Warum lässt man keine gesellschaftliche Debatte dazu zu?“, fragt sie.

* Name der Redaktion bekannt



Édito

Priorisation politique

josée hansen

Dan Kersch se montre décidé. Quand le vice-Premier ministre socialiste et ministre du Travail et de l'Emploi s'adresse pour la deuxième fois en trois semaines via visioconférence au grand public ce mardi, il revendique à plusieurs reprises ses convictions de gauche. Il veut représenter un État fort, qui protège les salariés, surtout des couches sociales les plus modestes, et ne tolère aucun abus de la part des employeurs qui tenteraient de détourner les mesures sociales, mises en place pour éviter que les travailleurs et travailleuses tombent dans la précarité. « Dès que j'entends parler d'abus et qu'on me donne des noms, j'envoie l'Inspection du travail et des mines (ITM). Et dès qu'elle constate une fraude, je transmets le dossier au Parquet », affirma-t-il dans un ton sec et coupant.

Le principal instrument de stabilisation des revenus (et donc du pouvoir d'achat) des salariés est le recours au chômage partiel, qui leur assure, sans travailler, un revenu de 80 pour cent de leur salaire (jusqu'à un plafond de 5 363 euros). Le 27 mars, Kersch avait trouvé un accord avec les syndicats LCGB et OGBL ainsi qu'avec l'UEL qui garantit que personne ne touche moins que le salaire social minimum (SSM, soit 2 142 euros). Dès l'annonce de la mise en place pour cause de pandémie de cet outil introduit dans les années 1970, au début de la crise de la sidérurgie, c'était le *rush* des demandes. Car l'état de crise décidé par le gouvernement a forcé la majorité des entreprises à arrêter ou au moins de réduire leurs activités

Kersch a donné pour instruction à son administration de traiter ces demandes rapidement et de manière flexible et pragmatique, en payant des avances théoriques sur base du salaire moyen pratiqué dans l'entreprise, et de faire le travail de bénédictin des décomptes par la suite. Les fonctionnaires s'y appliquent en de longues journées de télétravail. Pour mars et avril, presque 10 000 entreprises ont ainsi eu recours au chômage partiel, pour 180 000 salariés. Ce qui correspond à une dépense de presque 400 millions d'euros à imputer au Fonds pour l'emploi. Soit la moitié de la somme budgétisée pour le Fonds cette année, qui est essentiellement alimenté par l'impôt de solidarité ; dans le budget pluriannuel, onze millions d'euros étaient prévus pour le chômage partiel en 2020.

À cela s'ajoutent les congés extraordinaires pour raisons familiales, auxquels peuvent avoir recours ceux qui ont des enfants à garder ou des parents vulnérables dont ils s'occupent. La Caisse nationale de santé a reçu 25 000 de ces demandes depuis le début de la crise, pour une valeur estimée à plus de 300 millions d'euros. Et il y a les congés de maladie dus au Covid-19, aux quarantaines préventives ou à la peur d'aller travailler. Par contre, ceux qui sont de service, dans les secteurs systémiques comme la santé et les soins, doivent travailler beaucoup plus ; la loi permet désormais des journées de douze et des semaines de soixante heures. Quinze de telles demandes concernant 4 000 salariés ont été accordées.

Le Luxembourg peut être fier de son système social, qui, contrairement à des pays en voie de développement et leur économie parallèle très développée (qui s'est arrêtée net avec les confinements), ou aux États-Unis (22 millions de nouveaux chômeurs en un mois), protège les salariés en temps de crise. Et prévoit des ponts permettant d'enjamber les gouffres conjoncturels. Mais Dan Kersch a une vision du monde très binaire : les gentils salariés et les méchants patrons, les bons secteurs de la construction ou de la restauration et les méchants de la finance, de l'assurance ou de l'immobilier (dont les demandes ont été refusées parce qu'ils ne sont pas – encore – jugés en crise). En persistant et en signant dans sa conviction (« je m'excuse pour beaucoup de choses dans la vie, mais pas pour mes convictions ») que les indépendants roulent sur l'or, il s'est mis tout un pan de la société à dos : des petits avocats qui débudent au SSM à ceux qui ont osé se lancer dans l'entrepreneuriat. Dans une lettre commune de l'artisanat, de l'horeca et du commerce, ces indépendants (21 000 non-salariés, dont 18 000 gagneraient moins de 4 000 euros par mois) s'indignent de cette « gifle humiliante, indigne d'un ministre du gouvernement » et demandent réparation. Et des actes, comme être traités sur un pied d'égalité avec ceux qui ont un lien de subordination avec un patron. À Dan Kersch de définir désormais ce qu'il entend vraiment par « solidarité économique ». Et de dire si le coiffeur, le libraire ou le menuisier ont le droit d'être protégés eux aussi lorsque l'État leur interdit le droit fondamental de faire commerce.

Ce mercredi vers midi, sur le tarmac du Findel, le ministre des Affaires étrangères et de l'Immigration Jean Asselborn (LSAP, au centre) accueillit fièrement douze enfants âgés de entre onze et quinze ans, portant tous bien sagement leurs masques. Ces demandeurs de protection internationale, mineurs non-accompagnés, d'origine syrienne ou afghane, viennent des camps surpeuplés des îles de Lesbos, Samos ou Chios. Le geste du Luxembourg de les accueillir a immédiatement été salué par l'Organisation pour les migrations humaines et le Conseil de l'Europe. Les jeunes seront logés et encadrés dans un foyer spécialement mis en place pour eux par la Caritas dans l'Esling. jh

Sven Becker



blog

Personale

Politik

Politik

Universität

Umwelt

Gesundheit

David Grieu,

früherer Kassenmanager bei Auchan, seit 2016 als *General Manager* im Dienst des großherzoglichen Hofes, ist entlassen worden. Diese Meldung des Onlinemagazins *Reporter.lu* hat der großherzogliche Hof auf Nachfrage bestätigt. Grieu galt als enger Vertrauter von Großherzogin Maria Teresa und soll faktisch den Posten des Hofmarschalls ausgeübt haben. Jeannot Waringo äußerte in seinem Bericht bereits scharfe Kritik am Posten des *General Managers*, sah ihn als Teil des Problems der intransparenten Hierarchie und der Missstände am Hof und empfahl, den Posten schlichtweg abzuschaffen. Dabei hieß es zunächst, Grieu solle versetzt werden. Zu den Gründen der Entlassung wollte sich der Hof nicht äußern. Justizsprecher Henri Eippers bestätigte hingegen die Informationen von *Reporter.lu*, dass der Hof Anzeige gegen Grieu erstellt habe im Zusammenhang mit der Beseitigung von internen Dokumenten. Bereits vor wenigen Wochen war bekanntgeworden, dass Hofmarschall Lucien Weiler den Hof verlassen wird und in Rente geht. Ein Nachfolger steht noch nicht fest. Aktuell sind André Prum und Norbert Becker als Sonderberater damit betraut, die Modernisierungsvorschläge des Waringo-Berichts zu begleiten. Sie wollten sich auf Nachfrage nicht äußern. Die vorläufigen Ermittlungen der Police judiciaire im Zusammenhang mit vermeintlicher Gewalt am Hof, die aufgrund eines *Land*-Artikels eingeleitet wurden, dauern weiter an, wie Justizsprecher Eippers mitteilt. ps

Retour à la case-départ

Mardi 14 avril, treize maires de communes-frontières allemandes et luxembourgeoises (dont Léon Gloden, CSV, Grevenmacher, ou Jacques Sitz, DP, Remich) ont envoyé une lettre aux Premiers ministres des deux Länder concernés, Malou Dreyer pour la Rhénanie-Palatinat et Tobias Hans pour la Sarre, les implorant de tout mettre en œuvre afin que les frontières soient à nouveau ouvertes et les contrôles abolis. Depuis la mi-mars, des barrières bloquent plusieurs passages, les autres étant filtrés par des contrôles de police. Les maires invoquent les sombres souvenirs de la Deuxième Guerre mondiale pour demander à ce que les libres passages par-dessus la Moselle ou la Sûre, si évidents depuis les accords de Schengen (photo : sb), soient rétablis. Le lendemain, Berlin en décida pourtant autrement : le plan de déconfinement du gouvernement d'Angela Merkel prévoit aussi une extension de cette fermeture de vingt jours. Interpellé en visioconférence sur la question mercredi, le Premier ministre luxembourgeois Xavier Bettel (DP) dut avouer avoir été (de nouveau) mis devant le fait accompli, mais que, grâce aux efforts diplomatiques du gouvernement, ces contrôles se passeraient bien pour les travailleurs frontaliers, qui disposent d'un badge. jh



Congés collectifs ou pas ?



Un ministre du Travail et de l'Emploi réticent et un ministre des Infrastructures plutôt en faveur d'un report du congé collectif dans la construction, discutent en ce moment via visioconférence avec des représentants des syndicats réservés et ceux du patronat demandeur d'un tel report. Cette coordination tripartite des partenaires sociaux à l'ère de la distanciation sociale devrait arriver à une conclusion dans les prochains jours. La question qui se pose est : comment justifier que les chantiers, trois mois à peine après avoir repris lundi, referment fin juillet/début août ? Alors même que la météo est clémente en été et que, de toute façon, il n'est pas envisageable de partir en vacances, surtout dans les pays du Sud de l'Europe, si lourdement frappés par le coronavirus ? Les patrons du secteur demandent des certitudes maintenant afin de pouvoir planifier leurs chantiers, déjà retardés (comme le tram, photo ci-dessus : sb) ; les syndicats ne veulent pas toucher au droit acquis des congés prolongés. S'il semble déjà certain qu'il n'y aura pas de cessation complète des chantiers (*Baustopp*), tout indique que le consensus sera une « modulation » cet été, avec la possibilité de reporter les congés longs vers l'hiver. jh

Vier neue Bachelors

Zu Beginn des Wintersemesters bietet die Naturwissenschaftliche Fakultät der Uni Luxemburg nicht nur den neuen Bachelor-Studiengang in Medizin für jeweils 125 Studenten an. Die schon bestehenden Studiengänge in Mathematik, Physik und Ingenieurwesen wurden überarbeitet und neu ausgerichtet. Man folge damit den Wünschen des Fedil, die Ausbildungen stärker am Bedarf der Industrie auszurichten, sagte Fakultätsdekan Jean-Marc Schlenker gestern auf einer Videopressekonferenz. Die angehenden Physiker, Mathematiker und Ingenieure erhielten eine Ausbildung, die stark inspiriert sei von der Forschung in den Bereichen; es bestehe die Möglichkeit, aus einem breiten Kursangebot auszuwählen und die Kurse miteinander zu kombinieren. Im Fach Physik werde das sechste Semester komplett mit einem Forschungsprojekt verbunden. Im Ingenieurbereich wurde Wert darauf gelegt, Digitalisierung und Nachhaltige Entwicklung in die Ausbildung einzubauen. Der neue Medizinstudiengang werde geprägt von kleinen Lerngruppen mit Tutorat, einer frühen Verzahnung mit dem klinischen Bereich im Land sowie der Nutzung digitaler Mittel in der Medizin. Nach dem ersten Jahr erhielten 25 Studenten die Möglichkeit, ihr Studium in Luxemburg fortzusetzen, 34 an Unis in Frankreich, 15 in Belgien und drei in Deutschland. Wegen der Corona-Krise bleibt der Studienbetrieb an der Uni bis zum Ende des laufenden akademischen Jahres à distance. Das mache aber nichts, erklärte Rektor Stéphane Pallage: Die Uni sei so aktiv wie immer. pf

Klimapolitik überdenken

Nicht ganz überraschend fordert die Fedil die Regierung auf, ihre „Klima- und Umweltverpflichtungen zu überdenken“. Wenn auf die Staatskasse „kurzfristig hohe Ausgaben zukommen, um die Unternehmen am Leben zu erhalten und unerwünschte soziale Folgen zu vermeiden, werde nach überstandener Krise das Investitionsvermögen der Betriebe reduziert sein und sie könnten nur in verkleinertem Maße zur Wiederherstellung der öffentlichen Finanzen beitragen“, schrieb der Industriellenverband am Mittwoch. In einer neun Punkte umfassenden Liste wünscht die Fedil sich, dass Betriebe Maßnahmen zur CO₂-Reduktion und für mehr Energieeffizienz zurückstellen dürfen, ohne auf damit verbundene finanzielle Anreize zu verzichten. Großemittenden, die am Emissionshandel teilnehmen, sollte für die Rückgabe nicht genutzter geldwerter CO₂-Quoten an den Staat „gewisse Flexibilität“ eingeräumt werden, und die Regierung sich bei der EU dafür einsetzen, dass das Jahr 2020 bei der Berechnung des Quotenbedarfs 2021 bis 2030 ausgeklammert wird, da es nicht repräsentativ sei. Längerfristig – damit ist der Energie- und Klimaplan gemeint – rät die Fedil zur „Vorsicht“ mit Spritzakisenerhöhungen und zum Kauf von CO₂-Quoten durch den Staat, statt das Tankstellengeschäft zu gefährden. Eine Technologie wie die unterirdische CO₂-Verpressung sollte nicht mehr suspekt sein. Erneuerbare Energien sollten gefördert werden; die Industrie benötige möglichst viel davon. Und wenn Covid-19 zeigt, wie Telearbeit funktionieren kann, sollte sie „nachhaltig“ weitergenutzt werden. pf

Vorerst kein Escher Modell

Das *Tageblatt* berichtete am Dienstag, der Generaldirektor des Centre hospitalier Emile Mayrisch (Chem), Hansjörg Reimer, stehe „in der Kritik“ und womöglich vor seiner Abberufung. Was der Präsident des Chem-Verwaltungsrats, der Escher Bürgermeister Goerges Mischo (CSV), dementierte. Recht hat das *Tageblatt* aber mit der Andeutung, dass Reimer sich politisch angreifbar gemacht hat: Er neigte der Linie der AMMD-Spitze zu, Klinikaktivitäten in von Ärzten betriebene Centres médicaux auszulagern. Dagegen hatte auch der frühere LSAP-Gesundheitsminister Etienne Schneider nichts. Wie es zu bewerkstelligen sei, war Thema von „Brainstormings“ im Chem-Verwaltungsrat. Am Mittwoch sagte Georges Mischo dem *Land*, „die Auslagerung war die Meinung von Dr. Reimer und Etienne Schneider, nicht die des Verwaltungsrats“. Das wäre auch nicht so einfach: Dem Finanzierungsgesetz für das neue Südspital liegt ein *Projet médical* zugrunde. Unter anderem sieht es vor, den freiberuflichen Chem-Ärzten Praxen in einem Ärztehaus neben dem Spital zur Verfügung zu stellen. Wer Aktivitäten auslagern wollte, wie das die AMMD um ihren Präsidenten Alain Schmit, Gastroenterologe im Chem, für das ganze Land verlangt, müsste für das Südspital dieses *Projet* ändern, was das Gesetz infrage stellen könnte. „Wir werden nicht eins zu eins die Liberalisierungsideen von Alain Schmit umsetzen“, so Mischo. Die Frage sei auch die, wie Paulette Lenert das sieht. In der Tat: Vielleicht findet sie ja, dass Covid-19 lehrt, die Spitäler besser nicht zu schwächen. pf



La ministre de la Santé Paulette Lenert (LSAP) et le Premier ministre Xavier Bettel (DP) ce mercredi, en allant présenter leur stratégie au Parlement

Quel retour à la normalité post-crise ?

La liberté en alternance

josée hansen

Un mois jour pour jour Xavier Bettel et Paulette Lenert avaient l'air grave, mais aussi très fatigués, en arrivant dans la salle de presse au ministère de la Coopération, Hôtel Saint-Augustin, ce mercredi à 17 heures. Il y a un mois, jour pour jour, c'était un dimanche soir, ils avaient annoncé ici même le confinement de toute la population, la fermeture des écoles, restaurants, cafés, commerces et autres lieux publics (mais pas des chantiers, qui allaient fermer vendredi 20 mars). Seuls quelques métiers systémiques allaient continuer à fonctionner en temps de crise sanitaire déclenchée par le Covid-19, les administrations publiques et privées passaient en télétravail. « Nous avons réussi à garder le contrôle sur le virus », rassura le Premier ministre libéral mercredi après-midi. « Nous devons garder un œil sur le virus, mais pas que... » Il y a aussi, désormais, d'autres facteurs qui entrent en jeu pour décider de la politique du gouvernement : l'état de l'économie, inquiétant (les économistes craignent une chute du PIB entre quatre et cinq pour cent cette année), mais aussi l'état moral et psychique de la population, tout aussi important. « Les gens souffrent beaucoup du confinement », insista Bettel.

Surtout, et c'est le critère principal, depuis plusieurs jours consécutifs, les courbes des nouvelles infections et des décès se sont stabilisées. Ce 15 avril au soir (derniers chiffres disponibles avant bouclage), le portail du ministère de la Santé annonce que 1 373 personnes ont été testées positives au Covid-19, 191 patients sont hospitalisés, dont 33 en soins intensifs ; 69 en sont morts. Mais il y en a aussi 526 qui ont pu quitter les hôpitaux après un déroulement grave de la maladie. « Les mesures que nous avons prises ont eu les effets que nous espérons : les chiffres baissent », affirma la ministre socialiste de la Santé Paulette Lenert, remerciant les personnels de santé et montrant de l'empathie pour les malades et les familles frappées par un décès. La distanciation sociale imposée a permis de freiner la propagation exponentielle du virus. En un mois, le système hospitalier a été boosté avec des investissements conséquents pour acheter les équipements (lits de soins intensifs, respirateurs, masques et autre matériel de protection) et médicaments nécessaires. Des restructurations importantes de l'organisation des hôpitaux ont été organisées, de manière à ce que, aujourd'hui, la cellule de crise de la Santé est confiante qu'« en faisant de petits pas », on peut envisager une réouverture. De petits pas, mais avec toujours un œil rivé sur l'évolution des chiffres de la maladie, qui a « un taux de mortalité qui fait peur ». Le virus, rappela Lenert, demeure largement inconnu, il n'y a toujours ni médicament ni vaccin, même si les chercheurs travaillent dessus. Le mot d'ordre est donc : monitoring et ajustements.

La stratégie de déconfinement du gouvernement, annoncée mercredi, se fera en plusieurs phases. Elle demeure très vague et n'exclut pas des ajustements

Stratégie commune ? Lundi, Emmanuel Macron a tenté de donner un horizon aux Français (plus de 17 000 morts du coronavirus) en annonçant un retour progressif à la normale à partir du 11 mai, avec réouverture progressive des écoles et reprise de l'activité économique (à l'exception des lieux rassemblant du public, comme les restaurants, cafés, hôtels et espaces culturels). Mercredi matin, les médias reprenaient des images de la joie des enfants danois qui retrouvaient leurs copains à l'école et celles des queues devant les magasins de bricolage rouvrant cette semaine en Autriche. Au moment même où les ministres luxembourgeois parlèrent, la Première ministre belge Sophie Wilmès annonça le plan de déconfinement progressif du Royaume (4 400 morts), avec de premières adaptations dès ce week-end (magasins de bricolage, pépinières, parcs de recyclage...), puis une première vraie ouverture à partir du 4 mai. À la fin de la conférence de presse des ministres luxembourgeois, la chancelière Angela Merkel (3 800 décès seulement ce jeudi matin) fit entrevoir aux Allemands un jour meilleur : réouverture des petits commerces ou des salons de coiffure dès la semaine prochaine, réouverture des écoles prévue le 4 mai – avec la possibilité d'ajuster la route à suivre, de freiner ou d'accélérer les étapes tous les quinze jours. « Il serait difficile d'avoir une stratégie d'exit commune sur le plan européen, alors que nous n'avons pas eu de stratégie commune d'entrée en confinement », regretta Xavier Bettel mercredi. Or, même sans concertation officielle, ces stratégies de déconfinement des pays voisins se ressemblent. Aussi dans leur articulation à chaque fois très vague.

La nouvelle normalité À partir de ce lundi, 20 avril, donc un mois après leur fermeture (durant laquelle les quelque 30 000 ouvriers du secteur ont

pu avoir recours au chômage partiel), les chantiers de la construction et de l'artisanat reprendront leur activité. Aux entreprises de garantir la sécurité et la santé de leurs employés. Impliqués depuis deux semaines dans la stratégie par le gouvernement, les organisations patronales ont développé des « boîtes à outils » via vidéo ou dépliants, que les travailleurs désignés à la sécurité auront la charge de mettre en place. Il s'agit du respect des gestes barrière, notamment la distance de deux mètres entre les ouvriers, puis du port des masques de protection quand cette distanciation n'est pas possible (par exemple dans les transports vers les chantiers). Les baraques de chantiers seront fermées, aux ouvriers de trouver des endroits où manger, et les outils ne pourront plus si simplement être prêtés entre ouvriers. Alors que beaucoup d'entreprises avaient offert leurs masques notamment au secteur de la santé, démunis au début de la crise, elles ne savent pas encore comment garantir la mise à disposition de masques d'ici lundi. La mise en place de ces nouvelles procédures pourrait prendre une semaine. En même temps, les magasins de bricolage, les pépinières ou jardiniers-paysagistes pourront recommencer à travailler à partir de lundi aussi et tous les gens qui ont profité du temps passé à la maison pour ranger pourront se débarrasser de leur brol aux centres de recyclage.

Le grand public est tenu de porter des masques à partir de lundi, et ce dans tous les endroits où la distance de sécurité de deux mètres ne peut pas être garantie, comme au supermarché ou dans les transports publics. Le gouvernement a acheté des stocks de « six ou sept millions » (XB) de tels masques, qui seront distribués dans les prochains jours sous forme de kits gratuits à tous les ménages, avec l'aide du Syvicol et du Cegedis, qui aident à les dispatcher dans les communes. Mais « une écharpe, un chèche, un foulard, un masque fait maison ou un buff » feront aussi l'affaire, promet le Premier ministre, l'idée étant de ne pas transmettre le virus par des gouttelettes en éternuant ou en toussant. Par contre, le gouvernement est réticent à l'emploi d'applications de traçage, discutée sur le plan européen (voir page 6).

Déphasage à l'école Alors que la réouverture des écoles avait été annoncée pour le 4 mai, seuls les élèves des classes terminales seront finalement convoqués à partir de ce jour-là, afin qu'ils puissent retravailler les matières apprises à la maison durant deux semaines, puis écrire leurs examens à partir du 25 mai – et envisager s'inscrire à l'université ensuite. Pour les bacheliers comme pour tous les autres ordres d'enseignement, l'enseignement se fera en alternance pour le restant de l'année scolaire : les classes seront divisées en deux, une moitié travaille l'école la première semaine, puis les élèves répètent

la matière chez eux la deuxième, lors de laquelle le deuxième groupe sera à l'école et ainsi de suite. L'objectif de cette rotation étant toujours, comme l'a expliqué le ministre de l'Éducation nationale Claude Meisch (DP) ce mercredi, de réduire le nombre d'élèves par groupe et garantir les distances de sécurité. Ces déphasages s'appliqueront aussi dans les espaces communs, comme les cours de récréation ou les couloirs ; les cantines resteront fermées et il n'y aura pas de sport. Le port du masque est obligatoire partout sauf en salle de classe. La rentrée des autres élèves du secondaire se fera à partir du 11 mai, l'enseignement fondamental suivra le 25 mai, date à laquelle pourront également rouvrir les crèches et les maisons-relais. D'ici-là, les parents devront continuer à assurer la garde eux-mêmes, donc avoir recours au congé pour raisons familiales.

Si toutes les manifestations accueillant un public nombreux – pèlerinage de l'Octave, messes, kermesses, célébrations de la Fête nationale, concerts, festivals ou spectacles de théâtre – sont d'ores et déjà interdits jusqu'à fin juillet, le gouvernement est beaucoup moins précis dans son plan de réouverture des commerces autres que ceux évoqués ci-dessus. Pour les restaurants, les salons de coiffure ou les salles de sports, aucune date concrète n'est avancée, même pas en coulisses. Le gouvernement, expliqua Paulette Lenert, veut éviter que les gens fassent des virées shopping ou des soirées au restaurant à être longtemps assis à plusieurs dans des petites surfaces. Des adaptations des aides à ces entreprises doivent être présentées prochainement.

Safety first, economy second ? Alors que jusqu'ici, les considérations de santé prévalaient

sur toute décision politique, cette approche est en train de changer. Sauver des vies peut aussi consister à sauver la survie économique des ménages. Un retour à la normale d'avant mars semble inconcevable actuellement, tellement l'arrêt de la vie imposé par le virus fut brutal et la récession économique qui s'annonce une fracture. Aussi longtemps que les scientifiques n'auront pas trouvé de remède contre le virus, les restrictions resteront de mise, surtout pour les groupes vulnérables (personnes au-dessus de 65 ans et malades surtout).

Afin de ne pas laisser les décisions sur la mise en place des prochaines étapes aux seuls épidémiologues, virologues et autres experts de santé, le gouvernement a nommé ce mercredi un groupe d'accompagnement ad hoc, constitué de représentants des syndicats (Nora Back, Chambre des salariés), du patronat (Alexa Ballmann pour l'artisanat et Luc Frieden pour la Chambre de commerce), de psychologues (Gilbert Pregno, CCDH, René Schlechter, ORK, Claus Vögele, Uni.lu), de la médiatrice Claudia Monti et de l'éthicien Erny Gillen, qui doit « évaluer de manière régulière les effets secondaires de ces mesures de confinement », selon le communiqué du gouvernement. Politiquement aussi, le gouvernement envisage désormais la sortie du mode alarme, en pensant l'après-état de crise. Xavier Bettel a annoncé la rédaction d'un projet de texte pour une « loi pandémie », qui permettrait de laisser en place les mesures d'urgence pour lutter contre la pandémie et abroger les lois existantes là où ce sera nécessaire tout en quittant le toujours inquiétant mode de l'état de crise, durant lequel le gouvernement jouit de pouvoirs élargis. Ce serait un prochain grand pas vers le retour à la normale.

Zufallsgespräch mit dem Mann in der Eisenbahn

Kontinuität im Ballsaal

Romain Hilgert

Das Parlament ist für seine nächsten Plenarsitzungen in den Ballsaal des hauptstädtischen Cercle-Gebäudes umgezogen. Dort gehen Abgeordnete und Regierung mit dem schlechten Beispiel voran und setzen sich vor laufenden Kameras in knappen Sicherheitsabständen zusammen. Während die restliche Bevölkerung aufgerufen ist, zu Hause zu bleiben und über Internet zu arbeiten.

Am 21. März übertrugen Mehrheit und Opposition der Regierung bis Ende Juni gesetzgeberische Vollmachten, um die derzeitige Seuche und ihre Folgen zu bekämpfen. Die Plenarsitzung diese Woche, die staatliche Bürgschaften für Bankdarlehen an Unternehmen bewilligt, wäre also leicht durch ein großherzogliches Reglement der Regierung zu ersetzen gewesen. Umso mehr als diese Bürgschaften bloß einen buchhalterischen Vorgang darstellen, für den der Staat einstweilen keinen Euro ausgeben muss.

Das politische Programm der Regierung ist das Versprechen, dass die Seuche bald ein böser Traum gewesen sein wird

Das politische Programm der Regierung ist das Versprechen, dass die Seuche bald ein böser Traum gewesen sein wird. Daraus sollen wir in den nächsten Wochen erwachen und nach der Aufhebung des Hausarrests glücklich zur Schule, ins Büro und ins Restaurant fahren, als ob nichts gewesen wäre. Dank der aufgestauten Nachfrage, dem frischen Mut der Beschäftigten und der staatlichen Zuschüsse soll auch die wirtschaftliche Rezession rasch verkraftet sein.

Aber für politische Versprechen haftet nur, wer daran glaubt. Niemand kann ausschließen, dass die Seuche nach einer Lockerung der Schutzbestimmungen in einigen Monaten wieder ausbricht oder wieder eingeschleppt wird, das gesellschaftliche Leben und große Teile der Wirtschaft erneut zum Stillstand gebracht werden. Dann könnte die Disziplin, die ständig von den zu Hause Eingesperrten gefordert wird, in Hoffungslosigkeit oder Wut umschlagen; dann könnten Bürgschaften und Kurzarbeit nicht mehr ausreichen, um den Stillstand von Produktion und Konsumtion zu überbrücken. Der vom Liser organisierte Bericht über *Economic effects of Covid-19 in Luxembourg* warnt die Regierung vor einem „risque d'effondrement systémique“. Der Hedgefonds Kawa Capital befürchtet soziale Unruhen und rät seinen wohlhabenden Kunden zu Vorbereitungen für „the day the upheaval is upon us“.

Seit der Pest im Jahr 541 lehrt die Geschichte, dass Seuchen oft zu wirtschaftlichen und politischen Krisen führen. Gerade für diesen Fall sitzen Regierung und Abgeordnete im Cercle zusammen. Sie wollen zeigen, dass auch dann die Macht nicht auf der Straße liegen wird, sondern gesellschaftliche Konflikte weiterhin von der Straße ins Parlament verlagert gehören. Und tagte es auf dem Mond.

Wenn die App sagt, pass auf!

Peter Feist

Als der französische Präsident Emmanuel Macron am Montag eine Erklärung zur Coronavirus-Krise abgab, kündigte er unter anderem an, ab 11. Mai werde eine Smartphone-App zur Verfügung stehen, die das „Contact Tracing“ positiv auf das Virus Getesteter erlaubt. In den Wochen bis dahin, so Macron, solle das Parlament darüber diskutieren. Als die deutsche Kanzlerin Angela Merkel und die Ministerpräsidenten der Bundesländer am Mittwoch ein Maßnahmenpaket zur schrittweisen Aufhebung des *Lockdown* beschlossen, sprachen auch sie sich für ein „Tracing per App auf freiwilliger Basis“ aus.

In Luxemburg ist die Lage bemerkenswerterweise eine andere. Vor zwei Wochen erklärte Premier Xavier Bettel (DP), „dass eine App mir sagt, pass auf, da kommt ein Corona-Infizierter, das will ich lieber nicht“. Gesundheitsministerin Paulette Lenert (LSAP) ging vor einer Woche im *Land*-Interview noch viel weiter: Sie hält eine „Tracking-App“ für „besonders gefährlich in Bezug auf Persönlichkeitsrechte und Privatsphäre. Und das sehen auch alle anderen Regierungsmitglieder so. Die Länder, in denen mit dieser Überwachungssoftware auf dem Smartphone gearbeitet wird, haben eine andere Auffassung von Demokratie und Freiheit als wir. Ich kann mir nicht vorstellen, diesen Weg einzuschlagen“ (*d'Land*, 10. April 2020).

Allerdings hatte zwei Tage zuvor die EU-Kommission sich in einer Empfehlung für einen „pan-europäischen Ansatz für die Nutzung digitaler Technologien zur Eindämmung des Ausbruchs“ von Sars-Cov-2 ausgesprochen. Muss man daraus Schlussfolgerungen über die Auffassungen von Demokratie und Freiheit innerhalb der EU ziehen?

Auch in Luxemburg weisen Wissenschaftler seit Wochen darauf hin, dass ein Weg aus dem *Lockdown* nicht zu haben sei ohne intensivierte Analyse der Corona-Patienten sowie der Personen, die mit Infizierten Kontakt hatten. Die Argumentation geht ungefähr so: Ist die Fallkurve einmal abgeflacht, der Druck auf die Krankenhäuser und ihre Intensivstationen schwächer, müsse man zurück zu dem, was zu Beginn des Ausbruchs galt: Die Kontakte von Corona-Patienten ermitteln, sie testen, bei positivem Befund isolieren und, falls nötig, behandeln. Das müsse aber eine stärker „lokale“ Betrachtung sein sowie eine nach Berufsgruppen, meinte der Virologe Claude P. Muller. Er schlug vor drei Wochen eine landesweite „Covid-19-Kartografie“ vor, um „gezielter intervenieren“ zu können; sei es auf Gemeindeebene oder in den Betrieben besonders betroffener Branchen. Muller sprach sich auch dafür aus, dass jeder ein „Corona-Tagebuch“ führen und täglich seine Kontakte protokollieren solle (*d'Land*, 27.03.2020).

Wenn man so will, sind die Ideen Mullers, der 25 Jahre lang ein Referenzlabor der Weltgesundheitsorganisation am Laboratoire national de santé leitete und Virus-Epidemien in Afrika und Asien erforschte, die analoge Variante dessen, was im heutigen digitalen Zeitalter Tracing-Apps zugeschrieben wird. Wobei regelmäßige die Zusatzbemerkung fällt, mit Hilfe der Apps gelinge das lückenloser und schneller, in Echtzeit quasi. In Deutschland hielt der Virologe Christian Drosten, Chefarzt an der Berliner Universitätsklinik Charité, der wegen seiner öffentlichen Auftritte beinahe zu einem Corona-Rockstar avanciert ist, vor einer Woche ein dringendes Plädoyer für solche Apps: Vorsichtigen Schätzungen nach bleibt jeder vierte Covid-19-Infizierte ohne Symptome. Wer Symptome entwickelt, ist schon am Tag ehe sie sich zeigen, sehr ansteckend und bleibt es weitere zwei Tage lang in hohem Maße. „Das ganze geht tatsächlich in diesem präsymptomatischen Bereich so schnell voran, dass zu Beginn meiner Erkrankung fast schon die übernächste Generation wieder neu gestartet wird“, erklärte Drosten am 8. April in seinem Coronavirus-Podcast im *Nord-deutschen Rundfunk*. Angesichts dieser Realität sei eine Fallverfolgung nötig, „die nicht mehr einfach durchs Gesundheitsamt am Telefon zu bewältigen ist“.

Solche Wissenschaftler-Rufe nach Tracing-Apps sind in Luxemburg ebenfalls zu vernehmen, aber weniger nachdrücklich. Vergangenen Sonntag war Claude P. Muller gemeinsam mit Ulf Nehrass in einer *Background*-Sendung im RTL-Radio zu Gast. Nehrass ist Generaldirektor des Luxembourg Institute of Health (LIH) und Sprecher der Anfang April eingerichteten Wissenschaftler-Taskforce, die einerseits über die Pandemie forschen, andererseits der Regierung mit Expertisen bei politischen Entscheidungen behilflich sein soll. Muller erläuterte dort, wie wichtig es für den „Rollback der geltenden Einschränkungen“ sei, zu wissen, „wer sich wo unter welchen Bedingungen angesteckt hat“. Nehrass erklärte, „die Kontakte nachzuvollziehen, ist essenziell für eine Exit-Strategie“. Explizit auf die



Ein europäisches Konsortium arbeitet an Standards, die ein grenzüberschreitendes Tracing erlauben sollen. Versichert wird, sie seien im Einklang mit EU-Vorschriften zum Schutz von Daten und Privatsphäre

„Ich sehe zu einem digitalen Verfahren keine Alternative“, sagt Rudi Balling, Direktor des LCSB. Die Zahl der Fälle sei so hoch, dass klassisches Tracing nicht mehr reiche

Apps zu sprechen kam die Sendung nicht. Kurz vor ihrem Ende brachte Nehrass das Thema aber auf: „Ein *Contact Tracing* über Apps wollen wir auch haben.“

Digitale Fallverfolgung gibt es in verschiedenen Ländern schon. Manchmal liegt der Akzent auf Verfolgung: In Polen erfasst die Polizei per GPS den Handy-Standort daheim isolierter Covid-Patienten und kontrolliert, ob sie zuhause sind. Bekannt geworden sind die in Südkorea und Singapur genutzten Instrumente, berichtigt auch: Beispielsweise schrieb der *Spiegel* vergangene Woche, es sei nicht sicher, dass die App *TraceTogether*, mit der die Regierung von Singapur Kontaktketten von Coronavirus-Infizierten unterbrechen will, keine Standortdaten sammelt. Der Artikel berief sich auf eine Analyse der Pariser Cyber-Sicherheitsfirma Defensive Lab Agency. Vielleicht waren es Meldungen wie diese, die Paulette Lenert zum Ländervergleich der Auffassungen von Freiheit und Demokratie veranlassten.

In der EU besteht ein Konsortium, dem an die 130 Universitäten, Forschungszentren, Firmen und Verwaltungen aus acht

Ländern angehören, von der Katholischen Universität Louvain über das Mobilfunkunternehmen Vodafone bis hin zur deutschen Seuchenschutzbehörde, dem Robert-Koch-Institut. Das Konsortium trägt den langen Namen „Pan-European Privacy-Preserving Proximity Tracing“ (Pepp-PT). Es will Standards und Technologien zur Verfügung stellen, die eine „grenzübergreifende Verfolgung von Infektionsketten ermöglichen“, steht auf der Homepage pepp-pt.org zu lesen. Und es wird betont, was man entwickle, sei im Einklang mit den EU-Vorschriften zum Schutz von Daten und Privatsphäre.

Der Protoyp eines Standards wurde unlängst in Berlin getestet. Benutzt wird nicht GPS, sondern der Funkstandard Bluetooth Low Energy. Während bisher eine Gesundheitsbehörde dafür sorgt, Kontaktpersonen zu erreichen, an die ein Covid-Infizierter sich erinnert, würde das die Tracing-App übernehmen. Sie hat zuvor verschlüsselt und nur lokal auf dem Handy eine Liste sämtlicher anderen Handys gespeichert, die mindestens 15 Minuten lang weniger als zwei Meter voneinander entfernt waren. Wird einer der beteiligten Handy-Nutzer positiv getestet und gibt das in seine App ein, benachrichtigt die alle Handy-Nutzer auf der Liste, sich vielleicht auf Covid-19 testen zu lassen.

Noch ist der Standard nicht fertig; was Datenschützer dazu sagen werden, bleibt abzuwarten. Hervé Wolff zum Beispiel ist skeptisch. Der auf Datenschutz und digitale Persönlichkeitsrechte spezialisierte Luxemburger Anwalt fragt sich, wie dafür gesorgt werden soll, dass die im Netzwerk Alarmierten nicht doch identifizierbar sind, immerhin ist Covid-19 eine meldepflichtige Erkrankung. Für problematisch hält er die Behauptung, die Nutzung so einer App sei freiwillig: „Epidemiologen sagen, mindestens 50 Prozent der Bevölkerung müssten sie auf ihrem Smartphone installieren, sonst bringe das nichts. Aber wo bliebe die Freiwilligkeit, wenn an die Leute appelliert würde, sich anzuschließen, und sie das aus schlechtem Gewissen tun?“ Dass eine Kluft entsteht zwischen Leuten mit und ohne Smartphone, wobei Letztere vor allem Ältere und sozial Schwächere – und damit ausgerechnet „Vulnerable“ umfassen dürfte, müsse man ebenfalls bedenken. Und dass ein Präzedenzfall geschaffen werden könnte: Gesundheits-Überwachung könnte allgemein akzeptabel wären. „9/11 führte dazu, dass die Terrorismus-Definition Einzug ins Strafrecht hielt, auch in Luxemburg. Wer sagt denn, dass durch Covid-19 nicht Ähnliches geschieht, auch wenn wir uns das noch nicht vorstellen können?“

Letzten Endes seien das politische Fragen, und die Gesellschaft müsse sie diskutieren, sagt Rudi Balling, der Direktor des Luxembourg Centre for Systems Biomedicine. Der LCSB-Chef ist Mitglied der Forschungs-Taskforce. Bis 2009, ehe er nach Luxemburg kam, war er wissenschaftlicher Geschäftsführer des Helmholtz-Forschungszentrums für Infektionskrankheiten in Braunschweig. Balling ist überzeugt: „Wenn wir in Luxemburg in der jetzigen Phase eine Rückverfolgung von Kontakten mit Zeitverzug machen und mit Unschärfen, weil ein Infizierter sich nicht an alles erinnert, dann halten wir eine zweite Welle nicht nieder.“ Das klassische Tracing reiche nicht bei der Zahl der Fälle. „Ich sehe zu einem digitalen Verfahren keine Alternative.“ Die Frage, inwiefern die Teilnahme daran tatsächlich freiwillig wäre, hält auch Balling für einen wichtigen Punkt. „Ein großer Teil der Bevölkerung ist verunsichert und erwartet eine nicht-alarmistische Beratung. Man muss über eine solche App gut kommunizieren, da stehen auch die Wissenschaftler in der Verantwortung.“ Entscheiden müsse natürlich die Politik.

Die Regierung scheint nicht mehr so vehement dagegen zu sein, wie die Gesundheitsministerin vor einer Woche verstanden werden konnte. Auf dem Pressebriefing nach dem Regierungsrat am Mittwoch äußerte Premier Bettel zwar erneut Bedenken. Er erklärte, es seien „noch zu viele Fragen offen“, und „solange gebe ich als Digitalisierungs- und Kommunikationsminister kein grünes Licht“. Am Ende schloss er jedoch nicht aus, dass Luxemburg sich beteiligt, „wenn die EU etwas hat“.

Anwalt Hervé Wolff bemerkt dazu, dass es für die Mitgliedstaaten wohl keine Verpflichtung gebe, sich einer EU-Lösung anzuschließen. „Ich halte diese Angelegenheit für national, damit wäre das eine politische Frage.“ Und vielleicht stellt die sich für die Regierung auch deshalb so kritisch, weil sie verhindern will, dass in dem kleinen Land über Apps einer vom anderen zuviel erfährt und das ungute Folgen haben könnte. Angst haben die Leute ohnehin schon. Wenn laut Umfragen gut 80 Prozent der Bevölkerung es normal finden, andere anzuschwärzen, weil sie gegen *Lockdown*-Vorschriften verstoßen, tun Abgründe sich auf.

Wissenschaftler wollen sie, Datenschützer sind besorgt, die Regierung scheint sie zu fürchten: Smartphone-Apps zum „Contact Tracing“ von Corona-Infizierten

Eine alte Idee ist wieder en vogue: Ein bedingungsloses Grundeinkommen soll die Krise ausbremsen und die Gesellschaft gerechter machen. Luxemburger Parteien bleiben skeptisch

Money for nothing

Pol Schock

Klassiker Thomas Paine war ein umtriebiger Mensch mit einem Händchen für das richtige Timing. Der gebürtige Engländer lebte in Nordamerika, als dort die Revolution ausbrach. Er beteiligte sich an der Ausarbeitung der Unabhängigkeitserklärung von 1776, schlug vor, die neue Nation „United States of America“ zu nennen. Nach diesem Gründungsakt zog es ihn zurück in seine Heimat England, wo er mit seinen aufklärerischen Ideen die Oberschicht verschreckte und alsbald für „vogelfrei“ erklärt wurde. Und rechtzeitig zur französischen Revolution traf er in Frankreich ein, um einen neuen Gesellschaftsvertrag auszuarbeiten. Ihm sollte gleich mehrmals gelingen, woran eine Generation von Luxemburger Politikern scheiterte: das erfolgreiche Ausarbeiten von Verfassungen.

Doch so ertragreich Paines Wirken auch war, eine zentrale Idee seines Denkens sollte wenig Gehör finden: das bedingungslose Grundeinkommen. Paine war als Aufklärer davon überzeugt, dass alle Menschen von Natur aus gleich und frei sind. Jeder hatte laut Paine das gleiche natürliche Anrecht auf Grundbesitz. Weil aber nicht jedem mit der Geburt ein Stück Land zur Verfügung gestellt werden könne, müsse ein Grundeinkommen für diesen Verlust entschädigen – und zwar jeden, „ob arm oder reich“, schrieb er 1797 in seinem Werk *Agrarian Justice*.

Paines Idee eines Grundeinkommens für jeden – ohne Gegenleistung – setzte sich zwar nicht durch, doch sie geriet nicht in Vergessenheit. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde das Konzept immer wieder aufgegriffen und weiterentwickelt: Von John Stuart Mill über Charles Fourier bis hin zum belgischen Sozialtheoretiker Joseph Charlier, der von einer „Staatsdividende“ sprach. Auch durch das 20. Jahrhundert wurde das bedingungslose Grundeinkommen als Idee von linken, aber auch liberalen Ökonomen, Politikern und Soziologen weitergereicht bis in die Gegenwart. Milton Friedman konnte sich ebenso dafür begeistern wie Martin Luther King. Vereinfacht ausgedrückt, wünschen sich linke Befürworter ein sozialistisches Utopia, in dem die Reichen endlich für alle zahlen sollen, während Rechte und Libertäre auf das Ende von Tarifkonflikten und regulierender Bürokratie hoffen.

Krise als Chance In der derzeitigen Krisenzeit hat das Konzept eines bedingungslosen Grundeinkommens Konjunktur wie selten zuvor. In Frankreich wird es in Leitartikeln als Sozialmaßnahme gefordert. Es soll dem Heer der Selbstständigen, Freischaffenden und Geringverdiener durch die erzwungene Dürrephase verhelfen. In Deutschland haben innerhalb kürzester Zeit mehr als eine halbe Million Menschen eine Petition zur Einfüh-

„Das bedingungslose Grundeinkommen ist ein Monster von Loch Ness, ein Hirngespinnst, das in den Köpfen der Menschen spukt“, so der Ökonom Marc Wagener

rung unterzeichnet. In den politischen Feuilletons wird vehement darüber gestritten, sodass selbst die konservative FAZ das Thema nicht umgehen kann. Und in südeuropäischen Staaten wie Spanien denken Politiker aus allen Parteien über ein Grundeinkommen nach.

Und in Luxemburg? Auch hier hat das bedingungslose Grundeinkommen seine Verfechter gefunden. Aber wie bei so vielen Debatten im Großherzogtum beschränkt sich der Kreis derzeit noch auf einige



Genug Geld, um ohne Existenzsorgen einzukaufen? Das verspricht das Grundeinkommen

wenige Querdenker. Zu ihnen gehört Alfred Groff. Der Sozialpsychologe im Ruhestand kämpft seit 20 Jahren für die Einführungen eines solche Bürgergelds, wenn auch „nicht militant“, wie er sagt. 2001 hat er zum ersten Mal in einem Beitrag des Wirtschafts- und Sozialrats vom Konzept gehört. Er war sofort begeistert und hat sich seither immer intensiver damit beschäftigt, einen eigenen Verein gegründet, Petitionen gestartet, Diskussionsrunden organisiert, Bücher und Artikel publiziert. Groff sieht in dem bedingungslosen Grundeinkommen, bei dem jeder Bürger ohne Gegenleistung monatlich einen Festbetrag erhält, eine Chance, um die Probleme des 21. Jahrhunderts zu lösen. Es könne die Gesellschaft gerechter gestalten und auch eine entscheidende Wendung in der Klimafrage hervorbringen. „Ich bin der festen Überzeugung, dass es sich durchsetzen wird“, so Groff. Wenn nicht jetzt in der Krise, dann zu einem späteren Zeitpunkt.

Die Piratenpartei ist derzeit die einzige Partei in der Chamber, die offen für ein bedingungsloses Grundeinkommen eintritt. Vor wenigen Wochen hat sie eine Motion im Parlament eingereicht, um die Regierung aufzufordern, einen Testversuch in Luxemburg zu starten. Als Arbeitsminister Dan Kersch (LSAP), ein bekennender Gegner des Grundeinkommens, danach fragte, für welches Modell sich die Partei denn ausspreche, konnte der Piratenabgeordnete Marc Goergen jedoch keine überzeugende Antwort liefern.

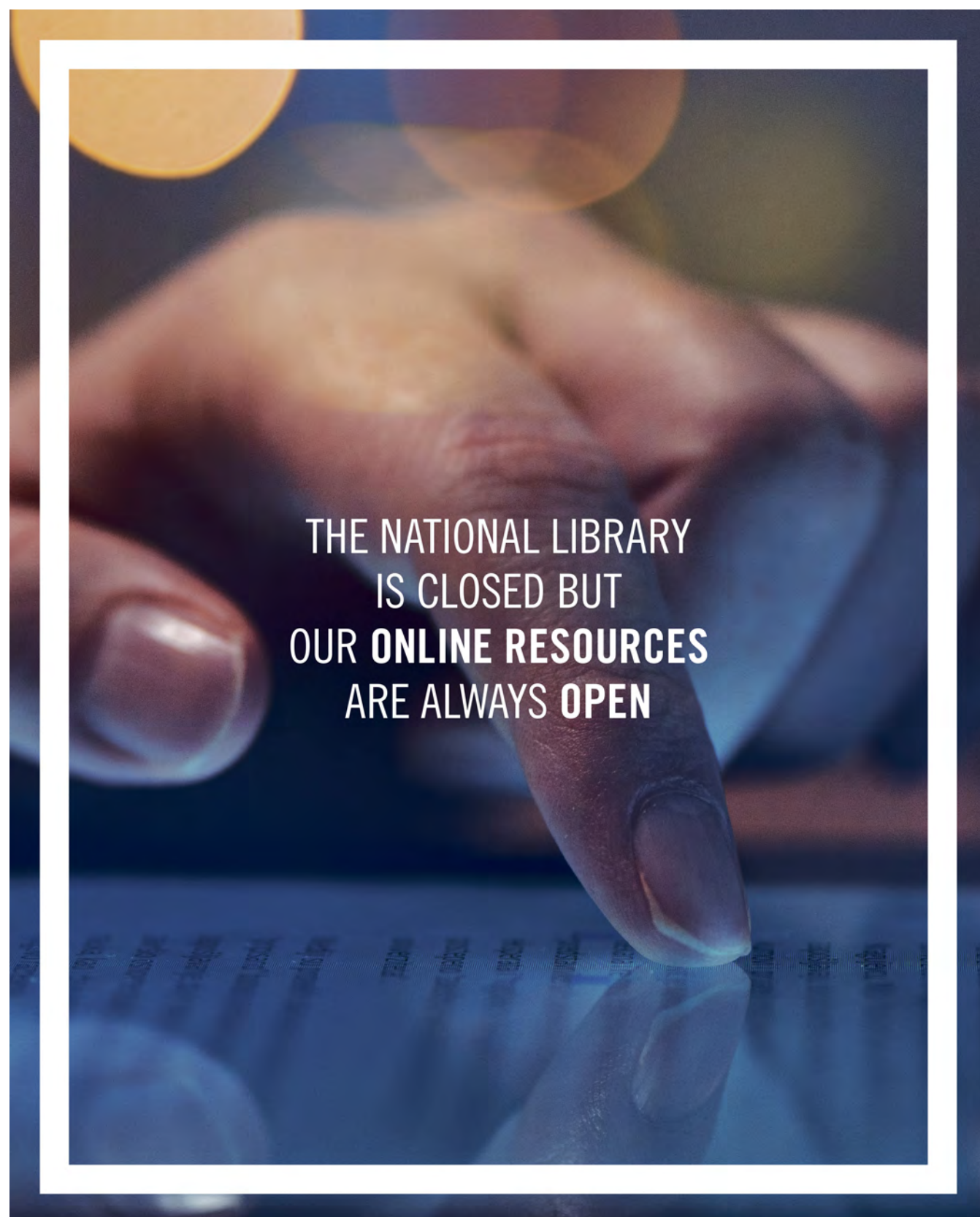
Gretchenfrage Genau darin liegt eines der großen Probleme des bedingungslosen Grundeinkommens. Der Begriff vereint hohe Erwartungen und Versprechungen, zerbröselt jedoch oftmals, wenn man näher hinschaut. „Es ist ein Monster von Lochness, ein Hirngespinnst, das in den Köpfen der Menschen spukt“, sagt etwa der Ökonom Marc Wagener von der Chambre de commerce. Wagener verfolgt das Thema Grundeinkommen schon länger, will sich an dieser Stelle privat und nicht im Namen der Handelskammer äußern. Der Wirtschaftsexperte hält die Idee theoretisch für reizvoll. Eine Grundsicherung könnte die Armut reduzieren, Menschen von ungewollten Arbeitszwängen befreien und möglicherweise den Unternehmertegeist und die Eigeninitiative fördern. „Das Problem ist“, so Wagener, „wir wissen es nicht.“ Bis jetzt gebe es keine Belege für diese Annahme, alle temporären Testversuche wie etwa in Finnland hätten keine befriedigenden Ergebnisse geliefert. Es könnte auch sein, dass es genau umgekehrt kommt, dass Menschen faul werden und sich eben nicht wirklich. Wagners Menschenbild beruht eher darauf, dass man Anreize schaffen muss, damit Dinge in Bewegung geraten. Hinzu komme, dass vollkommen unklar sei, wie das Grundeinkommen in der Praxis aussehen sollte. Wenn es als eine Zusatzleistung gedacht ist, ein „Bonbon als Staatsdividende“, die jeder in Luxemburg erhält, dann sei die Begeisterung in weiten Teilen der Bevölkerung groß. Wenn es jedoch darum geht, bestehende Transferleistungen durch ein Grundeinkommen zu ersetzen, wie es etwa Milton Friedman mit seiner Negativsteuer vordachte, dann schwinde die Be-

geisterung. Für Wagener liegt die Gretchenfrage bei allen Modellen sowieso in der Finanzierung: Wer soll das bezahlen? Sollten etwa monatlich, die rund 600 000 Bürger Luxemburgs ein Grundeinkommen von 2 000 Euro erhalten, beliefen die Kosten sich auf jährlich 14,4 Milliarden Euro. Zum Vergleich: Das derzeitige Staatsbudget liegt bei rund 20 Milliarden jährlich.

Befürworter wie Groff halten die Kostenfrage für ein ungerechtfertigtes Totschlagargument. „Wer nur sagt, das sei zu teuer, lehnt die Idee grundsätzlich ab“, so Groff. Er führt eine gestaffelte Konsumsteuer an, eine Finanztransaktionssteuer oder auch eine erhöhte Erbschaftsteuer, um das Einkommen zu finanzieren. Zudem würden durch den Bürokratieabbau viele staatliche Kosten wegfallen. „Es ist eine Frage des politischen Willens“, so Groff. Die derzeitige Krise würde doch gerade zeigen, was Gesellschaften leisten können, wenn sie wirklich bereit sind umzudenken.

Die Forderung nach einem bedingungslosen Grundeinkommen geht dabei einher mit der These vom Ende der Arbeit. Es ist ein Gassenhauer der ökonomischen Theoriegeschichte, wonach Maschinen den Menschen die Arbeit wegnehmen. Damit die Menschen nicht in Existenznöte geraten, soll ein Grundeinkommen die Menschen vor Robotern und Algorithmen absichern. In seiner prominenten Zukunftserzählung *Homo Deus* spricht etwa der Historiker Yuval Harari davon, dass ungelernete Formen der Arbeit bald wegfallen werden, so dass ein Heer von Arbeitslosen auf uns zukommt. Es sei sinnvoller, dass Menschen sich spezialisieren und etwa den Job des Joghallehrers anstreben. Doch die Geschichte hat bisher stets das Gegenteil gezeigt. Neue Technik hat auch stets neue Formen der Arbeit geschaffen, heute arbeiten so viele Menschen wie nie zuvor. Und in der derzeitigen Krise sind vermeintlich einfache Berufe wie der des Kassierers oder der Pflegekraft gefragt als je zuvor.

Konsens um Sozialstaat Wer sich bei Luxemburgs Parteien umhört, stößt demnach trotz des internationalen Trends auf große Vorbehalte gegenüber einem bedingungslosen Grundeinkommen. Es herrscht vielmehr ein überparteilicher Konsens über den historisch gewachsenen luxemburger Sozialstaat. Ob DP-Fraktionsvorsitzender Gilles Baum oder Lénk-Abgeordneter Marc Baum, die luxemburger Politiker erklären, dass sie eher dazu bereit sind, das Sozialnetz weiterzuspinnen, als einen Paradigmenwechsel anzustreben. Marc Baum sagt, dass er sich schwertue mit dem Gießkannenprinzip des Grundeinkommens. „Der Staat soll den sozial Schwachen helfen.“ Zudem würde durch ein Grundeinkommen die gesamte Geschichte der Arbeitskämpfe und Tarifkonflikte mit einem Wusch weggeffegt. Das ist auch ein Grund, weshalb die Gewerkschaften das Grundeinkommen ablehnen. Frédéric Krier (OGBL) wittert die Gefahr eines Sozialabbaus durch die Hintertür sowie der Entpolitisierung der Sozialpolitik. Es wäre ein trojanisches Geschenk, bei dem der Saat sich aus der Verantwortung nimmt.



Coronavirus in Israel

Unwissen tötet

Judith Poppe, Tel Aviv

„Die außergewöhnlichen Ereignisse, die wir erleben, bedrohen die Grundlagen der ultraorthodoxen Lebensweise“, so Gilad Malach, der am Israelischen Demokratieinstitut in Jerusalem das Programm *Ultraorthodoxe in Israel* leitet. Ein Leben, in dem die Gemeinschaft und die Synagoge im Zentrum stehen, der Glaube an Rabbis, abgeschnitten vom Internet, ein Leben in ärmlichen Verhältnissen und ohne Lohnarbeit – dieses Leben könnte die Corona-Krise fundamental erschüttern.

Die ultraorthodoxen jüdischen Gemeinschaften sind besonders schwer vom Virus getroffen. Die Maßnahmen des *social distancing*, die Israel im Vergleich zu anderen Ländern, früh ergriffen hat, wurden in der ultra-orthodoxen Gemeinschaft nur mit zweiwöchiger Verspätung umgesetzt. Das hat zur Folge, dass mehr als die Hälfte der Corona-PatientInnen Ultraorthodoxe sind, dabei machen sie nur zwölf Prozent der Bevölkerung aus. Zahlreiche Köpfe der ultraorthodoxen Community sind an Covid-19 erkrankt, unter anderem auch der israelische Gesundheitsminister Yakov Litzman, der vor wenigen Wochen noch den Messias als Retter vor dem Virus ins Spiel gebracht hat. Anerkannte spirituelle Führer wie der ehemalige Oberrabbiner Bakshi Doron sind daran verstorben.

Um die Konsequenzen zu verstehen, die die Corona-Krise auf die ultraorthodoxen Gemeinschaften haben kann, muss man zunächst einen Blick auf die Gründe für das Scheitern werfen. Benny Brown, Professor an der Hebräischen Universität und Spezialist für ultraorthodoxes Denken und jüdisch-religiöses Gesetz, betont, dass es im Charakter der ultraorthodoxen Gemeinschaften liegt, dass es ihnen schwer fällt, staatliche Vorschriften umzusetzen. „Die ultraorthodox geprägte Stadt Bnei Brak ist die am dichtesten besiedelte Stadt Israels“, sagt Benny Brown, Als einziger säkularer Junge in seiner Nachbarschaft ist er genau dort in Bnei Brak aufgewachsen – der Stadt, die aufgrund der hohen Infektionsrate in den letzten



Ein ultraorthodoxer Jude in Jerusalem

Tagen in Israel im Zentrum der medialen Aufmerksamkeit stand. Einen Abstand von zwei Metern auf den Bürgersteigen einzuhalten, grenzt dort ans Unmögliche. „Und wenn du dir mit einer zehnköpfigen Familie eine Dreizimmerwohnung teilst: in welchem Zimmer willst du dich gegebenenfalls isolieren?“

Hinzu komme die Schwierigkeit, sich von der Gemeinschaft zu lösen. „Die ultraorthodoxe Gemeinschaft ist eine sehr soziale Gemeinschaft, mehr als man sich in westlichen Gesellschaften vorstellen kann.“ Das Leben findet rund um die „Shul“ statt. Man lernt nicht nur in den religiösen Bildungseinrichtungen, sie sind eigentlich das zweite Zuhause, für einige das erste.

Entscheidend war für die verspätete Reaktion gegenüber Covid-19 in den ultraorthodoxen Communities wohl der Gehorsam der Religiösen ihren spirituellen Anführern, den Rabbis, gegenüber. Einer der einflussreichsten Rabbis, Chaim Kanievsky, ordnete wie die meisten Rabbis an, dass der Betrieb in den Synagogen weitergehen muss. „Doch er wusste nichts von der Pandemie“, sagt Brown: „Kanievsky ist 92 Jahre alt, nutzt natürlich kein Internet und ist nicht auf dem Laufenden.“

Anfang April, kurz vor Pessach, kam mit dem Schock über die ersten Toten und die zahlreichen Infizierten der Umschwung. Nachdem der Mentalitätswechsel vollzogen war, hatte die ultraorthodoxe Gesellschaft Israels, abgesehen von einigen Hardlinern, keine Schwierigkeiten, sich an die neuen Regeln der sozialen Distanzierung zu halten. Das jüdische Gesetz heiligt die Rettung von Leben vor allen rituellen Anforderungen, so dass die religiöse Begründung für die Aussetzung des Gemeinschaftslebens bereits vorhanden war. Man könnte meinen, sobald die Corona-Pandemie gebändigt sei, werde alles zum Alten zurückkehren. Doch die Corona-Krise greift das ultraorthodoxe Leben in seinem Kern an, das, was die ultraorthodoxen Communities zusammenhält: die Gemeinschaft, das gemeinsame Beten und Lernen, die Abgrenzung von modernen Lebensentwürfen.

Einige Veränderungen würden laut Gilad Malach vom Israelischen Demokratieinstitut bereits jetzt sichtbar. Bis zur aktuellen Krise nutzten nur 50 Prozent der Gemeinschaft das Internet, häufig „gefiltert“ für die Arbeit oder nur auf wöchentlicher Basis. Innerhalb eines Monats ist die Internetnutzung auf 60 Prozent der Bevölkerung angestiegen. Und im Vergleich zum Februar loggten sich ultraorthodoxe NutzerInnen im März 200 bis 600 Prozent häufiger ein. Dabei riefen sie auch Nachrichten von säkularen Seiten und nicht nur von ultraorthodoxen Websites ab. Insgesamt könnte laut Malach Corona eine Individualisierungsbewegung innerhalb der streng hierarchisch organisierten ultraorthodoxen Welt auswirken.

Auch Brown sieht das Potenzial dazu, allerdings werde eine Individualisierung nicht unmittelbar wegen Corona stattfinden. „Die Ultraorthodoxen sind schon durch tiefere Krisen, nämlich den Holocaust, gegangen. Auch damals, als sie ihre Anführer dafür angeklagt haben, das große Unheil nicht vorhergesehen zu haben, haben sie einen Weg gefunden damit umzugehen, ohne sich von ihren Rabbis oder Gott abzuwenden.“

Doch Brown sieht in Corona durch aus einen Auslöser für Veränderung. Für diejenigen, die ohnehin schon skeptisch sind, sei es nun leichter, die Kritik zu äußern. Vor allem aber könnte die drohende ökonomische Krise dazu führen, dass die soziale Unterstützung der ultra-orthodoxen Communities wegbricht, die Haredim könnten gezwungen sein, arbeiten zu gehen, zu studieren, möglicherweise auch zur Armee zu gehen wie die säkularen Israelis. Das wäre revolutionär für die ultraorthodoxe Welt und würde mit einem breiteren Modernisierungsprozess einhergehen.

„Noch ist es zu früh, um zu sagen, was genau sich ändern wird - aber man kann mit Sicherheit sagen, dass sich so viel ändern wird“, so Malach. Die Welt nach Corona wird nicht dieselbe sein, auch nicht und vielleicht gerade nicht für die Ultraorthodoxen.

Coronavirus in der Türkei

Willkommene Chaostage

Cem Sey, Berlin

Als die Türkei auf die Corona-Krise aufmerksam wurde, versuchte das autoritäre Regime des Staatspräsidenten Recep Tayyip Erdogan zunächst die Bürger zu beschwichtigen. Das Land habe ein gutes Gesundheitssystem, es gebe kein Grund für Aufregung. Das war Mitte März.

Offiziell brach die Krankheit in der Türkei mehrere Wochen später aus. Heute sind die Zahlen alarmierend. Mittwoch vergangener Woche lag das Land, laut den Angaben der Webseite *worldometer*, mit über 65 000 bekannten Fällen weltweit an neunter Stelle, und mit 1 403 Toten an elfter Stelle. Beide Zahlen steigen tagtäglich. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) warnt: Die Türkei habe die Epidemie noch nicht im Griff.

Dabei hat die Regierung in Ankara, nachdem sie die ernst der Lage begriffen hatte, schnelle und harte Maßnahmen beschlossen. Soziale Kontakte sind, wie fast überall, stark eingeschränkt und werden streng kontrolliert. Es gibt ein totales Ausgangsverbot für Menschen, die älter als 65 und jünger als 20 Jahre sind. Die Letzteren müssen deshalb zu Hause sitzen, weil die junge Generation, die Mehrheit im Land, die Einschränkungen von Anfang an nicht wirklich ernst genommen hat.

Die Grenzen sind weitgehend geschlossen. Der Luftverkehr ist zum Stillstand gekommen. Turkish Airlines stoppte alle ihre Flüge. Auch Überlandreisen sind verboten. Die Polizei errichtete Check-Points auf Landstraßen und Autobahnen. Wer

keinen überzeugenden Grund für seine Reise vorweisen kann, muss mit hohen Geldstrafen rechnen. Auch in den Großstädten wird kontrolliert.

Trotz aller Härte scheint die Strategie kaum Erfolg zu haben. Das liegt vor allem daran, dass die Bevölkerung den Behörden einfach nicht glaubt. Tatsächlich sind die offiziellen Zahlen verdächtig gut. Vor kurzem sprach Kolumnist Deniz Zeyrek offen aus, was viele Türken denken. „Seit zehn Tagen ist die Todesrate bei 21 Tausendstel der Population fixiert“, schrieb er. Das werfe Fragen auf.

Andererseits müssen viele Bürger weiterarbeiten, da sie sonst die Krise nicht überleben können. Unzählige Unternehmen entlassen ihre Mitarbei-

Die Bevölkerung glaubt den Behörden nicht. Denn die offiziellen Covid-19-Zahlen klingen verdächtig gut

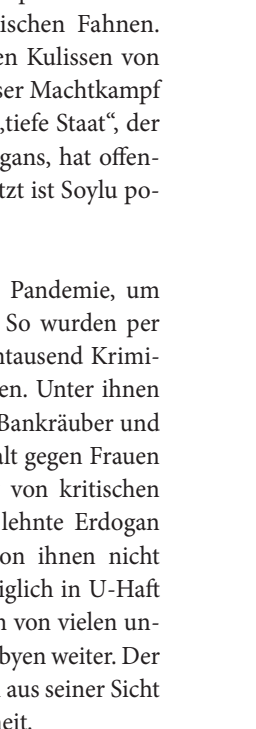
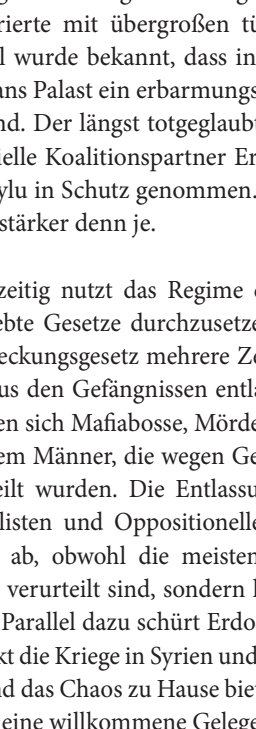
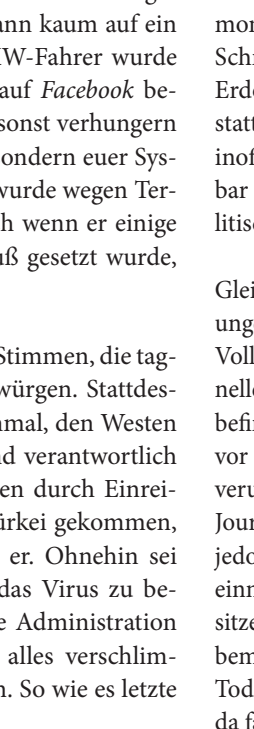
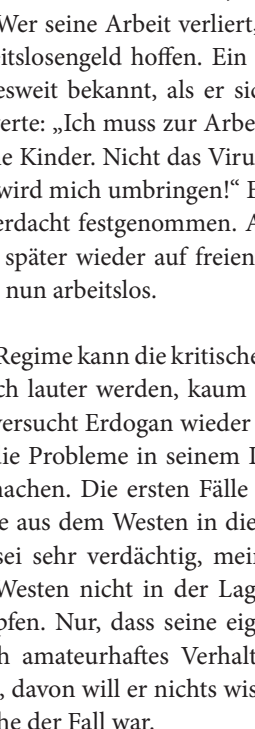
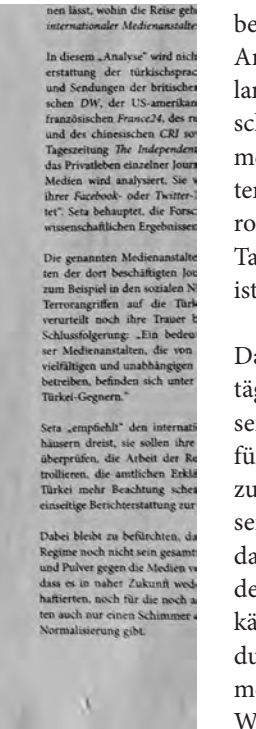
ter, wenn sie nicht zur Arbeit erscheinen oder das Geschäft schlecht läuft. In einigen Fällen wurde sogar Krankenhauspersonal entlassen, als sich Pfleger bei der Arbeit ansteckten und arbeitsunfähig wurden. Die Gesetze schützen in solchen Fällen nicht die Arbeitnehmer, sondern die Arbeitgeber. Wer seine Arbeit verliert, kann kaum auf ein Arbeitslosengeld hoffen. Ein LKW-Fahrer wurde landesweit bekannt, als er sich auf *Facebook* beschwerte: „Ich muss zur Arbeit, sonst verhungern meine Kinder. Nicht das Virus, sondern euer System wird mich umbringen!“ Er wurde wegen Terrorverdacht festgenommen. Auch wenn er einige Tage später wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, ist er nun arbeitslos.

Das Regime kann die kritischen Stimmen, die tagtäglich lauter werden, kaum abwürgen. Stattdessen versucht Erdogan wieder einmal, den Westen für die Probleme in seinem Land verantwortlich zu machen. Die ersten Fälle seien durch Einreisende aus dem Westen in die Türkei gekommen, das sei sehr verdächtig, meinte er. Ohnehin sei der Westen nicht in der Lage, das Virus zu bekämpfen. Nur, dass seine eigene Administration durch amateurhaftes Verhalten alles verschlimmert, davon will er nichts wissen. So wie es letzte Woche der Fall war.

Vorletzten Freitagabend um 22 Uhr gab Innenminister Süleyman Soyly – wegen seiner autoritären Innenpolitik und seines Namens von seinen Kritikern SS genannt – eine zweitägige totale Ausgangssperre bekannt, die zwei Stunden später in Kraft treten sollte. Tausende Menschen liefen in Panik in die Läden, um sich mit Lebensmittel einzudecken. Einen sicheren Abstand zu halten war unmöglich. Daher erwarten nun Experten, dass die Krise sich in spätestens zwei Wochen weiter zuspitzt.

Soylu, der von allen Seiten für den Erlass kritisiert wurde, erklärte zwar daraufhin seinen Rücktritt. Doch wenige Stunden später erklärte Erdogan, dass er den Rücktritt nicht akzeptiert habe. Soylys Unterstützer, hauptsächlich Militärs, Polizisten und Nationalisten freuten sich lautstark. Manch einer ignorierte sogar die Ausgangssperre und demonstrierte mit übergroßen türkischen Fahnen. Schnell wurde bekannt, dass in den Kulissen von Erdogans Palast ein erbarmungsloser Machtkampf stattfand. Der längst totgegebene „tiefe Staat“, der inoffizielle Koalitionspartner Erdogans, hat offenbar Soyly in Schutz genommen. Jetzt ist Soyly politisch stärker denn je.

Gleichzeitig nutzt das Regime die Pandemie, um ungeliebte Gesetze durchzusetzen. So wurden per Vollstreckungsgesetz mehrere Zehntausend Kriminelle aus den Gefängnissen entlassen. Unter ihnen befinden sich Mafiabosse, Mörder, Bankräuber und vor allem Männer, die wegen Gewalt gegen Frauen verurteilt wurden. Die Entlassung von kritischen Journalisten und Oppositionellen lehnte Erdogan jedoch ab, obwohl die meisten von ihnen nicht einmal verurteilt sind, sondern lediglich in U-Haft sitzen. Parallel dazu schürt Erdogan von vielen unbemerkt die Kriege in Syrien und Libyen weiter. Der Tod und das Chaos zu Hause bieten aus seiner Sicht da fast eine willkommene Gelegenheit.



.....

2 000 000 000 000

ticker

.....

Rohani rompt la trêve pascale



La justice luxembourgeoise s'est trouvée victime de sa place financière et des intérêts géopolitiques y liés en plein weekend de Pâques. Une sortie médiatique du président iranien Hassan Rohani dimanche a, dans la stupeur générale, partiellement levé le voile sur les derniers épisodes du feuilleton judiciaire opposant les victimes des attentats du 11 septembre 2001 à l'Iran (photo : C.C.). Une dépêche du correspondant de l'AFP à Téhéran, basée sur les propos du chef politique de la République islamique, a laissé croire que l'argent bloqué depuis 2016 sur les comptes de la Banque centrale iranienne chez Clearstream au Grand-Duché, 1,6 milliard de dollars, avait été rapatrié. À la faveur d'une décision judiciaire rendue le 1^{er} avril, les mandataires judiciaires luxembourgeois de l'autorité financière de l'Iran ont en effet repris la main dans ce dossier afférent à l'argent gelé depuis quatre ans par 152 victimes et représentants de victimes des attaques du World Trade Centre au titre de réparations de préjudices subis (acquises par jugements en 2012 à New York). La Cour d'appel siégeant en référé (justice de l'urgence) a accédé à la demande de mainlevée formulée par la partie iranienne (représentée par Maître Fabio Trevisan), considérant qu'une saisie-arrêt ne pouvait s'appliquer sur des comptes de centrales de règlement-livraison (telle Clearstream). Contacté, le mandataire des victimes, Maître François Moysse, considère la base juridique bancaire et indique qu'il se pourvoit en cassation. Concomitamment, une loi américaine votée en début d'année a poussé la partie

iranienne à s'assurer juridiquement qu'à la fin de la bataille judiciaire, les fonds partent bien vers l'Orient et non vers l'Occident. Le *National Defense Authorization Act For Fiscal Year 2020* permet aux juridictions américaines « de contraindre le dépositaire des actifs appartenant à la Banque centrale de la République islamique d'Iran de transférer aux États-Unis les avoirs localisés hors de leur territoire », écrit la communication du parquet en ce lundi de Pâques. Dans un exercice de communication inédit, la justice luxembourgeoise dévoile les dessous de la procédure. Fin 2019 et alors que les tensions entre les États-Unis et l'Iran menaçaient de virer au conflit armé, le législateur américain a « pimpé sa loi fiscale » pour damer le pion aux Iraniens.

Mais comment une décision unilatérale de l'Oncle Sam, fut-ce sous forme de loi, s'imposerait-elle à la justice luxembourgeoise ? La partie iranienne avait préparé le coup et a assigné en prévision Clearstream à geler les avoirs sur base de la non-applicabilité de ladite loi américaine au Grand-Duché. Eu égard à ce développement, le vice-président du Tribunal d'arrondissement a interdit à la chambre de compensation de procéder au virement. Dans une tentative pour l'heure inexploquée, Clearstream a demandé à surseoir à l'interdiction. La chambre de compensation (propriété de Deutsche Börse) a-t-elle voulu faire preuve de zèle procédural pour échapper à une éventuelle sanction de l'Oncle Sam, un gros pourvoyeur de clients, pour ne pas avoir obéi à son Diktat ? A-t-elle déjà transféré les fonds ? Maître Philippe Dupont, avocat de Clearstream (par ailleurs fraîchement nommé coprésident du cabinet Arendt & Medernach), n'a pas répondu aux sollicitations du *Land*. Anne Simon, premier juge au Tribunal, n'a pas non plus « acheté » l'argumentation de la chambre de compensation. Dans une ordonnance rendue le 8 avril, le magistrat refuse d'accéder à la demande unilatérale de Clearstream formulée sous le prétexte qu'il serait impossible de mener un débat contradictoire à cause du confinement lié au Covid-19. La justice luxembourgeoise doit maintenant trancher sur trois volets. À réception du pourvoi, la Cour de cassation planchera sur la mainlevée des avoirs ordonnée en

appel. Le tribunal commercial travaille sur l'applicabilité au Grand-Duché de la disposition de la loi fiscale américaine de 2020 sur les actifs en question. Et, *last but not least*, la Cour d'appel réfléchit à l'exequatur des jugements américains qui ont donné droit aux victimes de réclamer sept milliards de dollars en préjudices. Le 27 mars 2019, les juges luxembourgeoises ont débouté leurs prétentions, car la procédure américaine n'aurait pas respecté les principes du droit international en matière de défense. L'Iran nie depuis le début tout lien avec les attentats du 11 septembre 2001. pso

Une étude McKinsey qui fait tousser

Un rapport McKinsey commandé par le ministère de l'Économie réveille la plaie de 2014 (*d'Land* du 7.3.2014). Pierre Gramigna (DP), fraîchement arrivé rue de la Congrégation, avait fait appel au cabinet de conseil stratégique pour donner un coup de jeune à la méthodologie budgétaire : la facture avait été salée et l'appel d'offre préalable n'avait pas été publié (car réalisé dans le cadre d'une « procédure restreinte »). *RTL* évoque cette semaine un nouveau rapport réalisé dans le cadre de la préparation de la stratégie de sortie du confinement. Interrogé à ce sujet au cours d'un entretien en son bureau boulevard Royal (lire page 10), le ministre des Classes moyennes Lex Delles (DP) est mal-à-l'aise. Il indique que le mandat ne relève pas de son ministère. « Celui de l'Économie peut-être. Mais je pense que l'étude n'est plus d'actualité. Il y avait des idées, mais de ce que je sais, ils ne sont plus en charge », lâche-t-il du bout des lèvres... alors qu'il dépend lui-même de ce ministère. Contacté dans la soirée de mercredi, Franz Fayot (LSAP), ministre de l'Économie, précise d'emblée que McKinsey a travaillé « sur une base benévole et non rémunérée ». Le cabinet (dont le fondateur James McKinsey est mort d'une pneumonie à 48 ans) a réalisé « une analyse des vulnérabilités des secteurs de l'économie luxembourgeoise par rapport aux chocs d'offre et de demande induits par la crise du Covid-19 ». « Ils n'ont pas travaillé sur la stratégie de sortie », précise le ministre. Nos tentatives pour en savoir plus boulevard Royal sont restées vaines. Au ministère d'État, on

précise qu'il s'agit d'un « rapport interne » au ministère de l'Économie. De l'Arbed (en 1983) à l'État, et notamment au ministère des Finances, les conseils de tiers sont souvent mal perçus par les employés des administrations et entreprises concernées (*d'Land*, 23.8.2019). D'autant que ces interventions prêtent parfois à polémique. Mercredi soir, McKinsey Belgique, bureau associé à l'entité luxembourgeoise, concède avoir commis des erreurs dans les valorisations de filiales de Nethys (groupe belge actif dans la communication et l'énergie) avant leur rachat par des anciens de la société, des cessions faisant aujourd'hui l'objet d'enquêtes judiciaires. Le mandat avait rapporté vingt millions d'euros à McKinsey. L'entreprise effectue cette semaine un geste commercial à hauteur de sept millions et communique à ce sujet, « avec un certain talent », note *Le Soir*, quelques minutes après la conférence de presse du Premier ministre belge, Sophie Wilmes, sur la sortie de confinement. pso

MoneyGram'

Aujourd'hui, vendredi, le Parlement doit voter la garantie d'État couvrant 85 pour cent des 2,5 milliards d'euros de prêts bancaires destinés aux entreprises impactées par le *lockdown*. Le projet de loi est passé par les institutions à une vitesse record. Déposé le 27 mars, il a été avisé par le Conseil d'État le 10 avril, avant que la commission parlementaire des Finances ne se réunisse via téléconférence (photo : Twitter) le 14 avril. Les « Sages » donnent leur accord, mais avouent qu'étant donné les délais très courts, ils n'auraient pas été en mesure « d'explorer avec la rigueur et la complétude voulues tous les tenants et les aboutissants éventuels ». Ainsi, ils ne font aucun commentaire sur le fait que la convention-cadre négociée entre l'ABBL et le ministère des Finances n'a pas été publiée. Ce *deal*, qui définit notamment les taux appliqués par les banques participantes, devrait encore être « peaufiné » après le vote de la loi, entend-on. Restera à voir si les banques se prêteront au jeu. Bien qu'elles ne doivent couvrir que quinze pour cent du risque, elles craignent d'alourdir leurs bilans par des crédits défaillants et ne cessent de mettre en garde contre un « transfert du risque ». En ce printemps

c'est, à peu près et en euros, le volume de prêts auxquels les banques luxembourgeoises viennent d'accorder un moratoire. Il s'agit de 7 000 dossiers, écrivait le ministre de l'Économie, Franz Fayot (LSAP), cette semaine sur Twitter. D'après nos informations, l'ABBL travaille actuellement à un plan-cadre, suivant les « guidelines » publiées début avril par l'Autorité européenne bancaire. Ces mesures temporaires donnent plus de marge de manœuvre aux banques qui peuvent désormais accorder des moratoires sur des dettes (et donc prendre plus de risques) sans devoir les reclasser automatiquement comme en difficulté, en restructuration, voire en défaillance. Cette adaptation des ratios rend les moratoires beaucoup moins chers pour les établissements de crédit, puisqu'elles ne seront pas tenus d'augmenter leurs fonds propres. Les autorités prudentielles rappellent cependant l'obligation de bien identifier les clients qui font face à des « longer-term financial difficulties » : « These cases should be correctly identified and classified in accordance with the existing requirements to ensure that financial statements present true information about the quality of banks' portfolios to market participants and that institutions are adequately capitalised. » Donc pas de moratoires Covid-19 pour les entreprises déjà en difficulté avant la pandémie. bt

2020, l'État prend donc sur lui, payant les salaires de 180 000 employés et ouvriers, versant des centaines de millions d'euros en aides directes aux entreprises et couvrant des milliards en prêts bancaires. La fondation Idea, émanation de la Chambre de commerce, a noté cette semaine que, proportionnellement, le paquet de stabilisation luxembourgeois (quatorze pour cent du PIB) est bien plus faible que le *Rettungsschirm* allemand (avoinsant les cinquante pour cent du PIB). Alors que le Luxembourg privilégie les aides directes et non remboursables ainsi que les reports de paiements d'impôts et de cotisations, Berlin mise massivement sur des prêts garantis par l'État. Face à la frilosité des banques allemandes de porter ne serait-ce que dix pour cent du risque, le *Bund* garantit désormais certains prêts à cent pour cent. Pour Idea, l'option luxembourgeoise témoignerait de la « confiance [...] dans la capacité du système bancaire à accorder des crédits aux sociétés non financières ». bt

One-China Policy

Alors que le gouvernement mobilise, via un pont aérien assuré par Cargolux, son réseau chinois, la députée CSV Viviane Reding profite cette semaine d'une question parlementaire pour faire l'éloge de Taïwan. (Taïwan qui, avec Tibet et Tiananmen, est un des « trois t » provoquant invariablement la colère de Pékin.) L'ex-commissaire européenne veut savoir du ministre des Affaires étrangères, Jean Asselborn (LSAP), comment le Luxembourg a répondu à l'offre taïwanaise d'aider dans le combat contre la pandémie, en proposant notamment d'envoyer « 5,6 millions de masques à destination de neuf États membres de l'UE, y compris le Luxembourg ». Taïwan se retrouve en quarantaine diplomatique depuis les années 1970, seuls 17 pays à travers le monde reconnaissent officiellement la « République de Chine » (le nom officiel de Taïwan), les autres préférant garder leurs distances pour ne pas risquer d'offenser la « République populaire de Chine », c'est-à-dire Pékin. En octobre 1983, le fait que certains députés et ministres avaient entretenu des contacts avec Taïpei provoqua l'annulation en dernière minute d'une visite officielle au Luxembourg de délégués parlementaires chinois. Mais

face à la pandémie, Taïwan force aujourd'hui l'admiration. L'île de 23 millions d'habitants, à laquelle l'Organisation mondiale de la santé avait toujours refusé le statut de membre, a réussi à endiguer la propagation du Covid-19 sur son sol. Alors que Taïwan a été un des premiers pays frappés, il n'a eu à déplorer que six morts et 393 cas confirmés. En 2006 déjà, le député CSV Laurent Mosar avait regretté que l'île n'était pas reconnu comme membre de l'OMS et avait appelé le ministre de la Santé à « supporter les efforts de Taïwan » de participer, en tant qu'observateur, aux réunions. Mais Mosar s'avérera un allié peu fidèle de Taïpei. En juillet 2011, il démissionne de l'Association Luxembourg-Taïwan dont il avait été membre de l'organe de gestion. En 2015, il accepte un siège au CA de la Bank of China Luxembourg. Au Luxembourg, la cause taïwanaise a toujours été un identifiant pour la droite anti-communiste. D'après la liste des membres publiée en 2010 au Registre du commerce, Viviane Reding faisait partie de l'Association Luxembourg-Taïwan aux côtés d'autres notables CSV comme Jean et Marc Spautz ou Claude Wiseler, mais également deux des anciens directeurs du *Wort* André Heiderscheid (mort en 2018) et Léon Zeches. bt



« Au jour le jour »

Le ministre des PME et des indépendants, Lex Delles (DP), avance à tâtons, redoute un éventuel reconfinement, mais travaille à de nouvelles aides

Interview : Pierre Sorlut

Mercredi 18 heures, au coin boulevard Royal-avenue de la Porte Neuve. Le jeune ministre Lex Delles (36 ans, DP) satisfait son besoin nicotinique l'oreille vissée à son smartphone. Il écoute, via *gouvernement.lu*, les dernières réponses aux journalistes formulées par Xavier Bettel (DP) et Paulette Lenert (LSAP) au sujet des plans de sortie du confinement lié à la pandémie de Covid-19. Nous revenons ensemble, au cinquième étage du ministère, sur les considérations qui ont présidé aux décisions gouvernementales et sur celles qu'on peut attendre dans les prochaines semaines.

d'Land : Monsieur Delles, les prémisses d'une stratégie de sortie ont été présentées. Pour ce qui concerne les commerces, sur qui vous exercez la tutelle, pourquoi avoir choisi les magasins de bricolage et pas d'autres ?

Lex Delles : Il faut analyser tous les jours l'évolution de la courbe d'infection par rapport au nombre de lits d'hôpitaux occupés. On ne peut pas ouvrir tout subitement. On avance prudemment, étape par étape. On en est à la phase une. Pour l'ouverture des chantiers, on parle quand même de 45 000 personnes.

D'accord, mais pourquoi les bricos aux dépens des commerces de la rue Philippe II derrière. Quelle a été la méthode ?

Les gens passent du temps à la maison. Ils ont le temps. On leur offre la possibilité d'acheter de l'outillage. Ce sont bien sûr aussi les magasins qui sont déjà ouverts pour les entreprises du bâtiment, ceux qui font du B to B.

C'est la fameuse complémentarité entre les secteurs... Selon le Premier ministre, vous devez discuter avec Pierre Gramegna (DP) et Franz Fayot (LSAP) pour évoquer le sort des entreprises qui restent fermées. Que vous direz-vous ?

On va faire le point sur les aides avec les ministres des Finances et de l'Économie. On va éventuellement accentuer nos aides pour tel secteur ou pour tel autre. On procède à une analyse quotidienne. On doit voir exactement où les aides arrivent.

Quelles sont les statistiques de ces mesures ?

Autour de 4 000 dossiers sont en phase de paiement pour ce qui est de l'aide de 5 000 euros. On veut terminer tous les dossiers la semaine prochaine. On a 416 demandes enregistrées pour l'aide de 2 500 dont le formulaire a été mis en ligne mardi.

Que répondez-vous à ceux qui soulignent que ces montants, en prime unique, sont minimes eu égard aux charges qui pèsent sur une PME ?

Il faut regarder les aides dans leur ensemble. D'un côté, on a le chômage partiel qui prend toute la charge salariale des entreprises. De l'autre, on a l'avance remboursable jusqu'à un plafond de 500 000 euros pour un taux de 0,5 pour cent. C'est un prêt que l'État accorde directement aux entreprises. On a les aides directes pour les indépendants et les TPE (très petites entreprises, ndlr). Pour les indépendants, ceux de la santé, on offre des CDD. Puis il y a les indépendants qui sont couverts par la loi sur les intermittents du spectacle du ministère de la Culture.

Donc vous n'entendez pas les plaintes émanant des indépendants ? (Dans une tribune publiée mercredi soir, la CLC et la Fédération des artisans parlent « d'automones » à leur sujet.)

Si. Il y a toujours des gens qui demandent plus d'aide ou d'autres aides. Des gens remercient aussi pour les aides qu'on leur offre. C'est pour ça qu'il est important de procéder régulièrement à des évaluations. À partir de lundi, des entreprises travailleront. D'autres resteront confinées. Il faudra réadapter les aides pour les entreprises non prises en considération et celles qui resteront fermées plus longtemps.

Vous n'excluez donc pas l'éventualité d'un nouveau versement d'aide non remboursable ?

Ah non, pas du tout. C'est le message le plus important. On regarde avec les ministres de l'Économie et des Finances quels sont les secteurs les plus importants et on va lancer une nouvelle aide.



Sur les marchés à partir de lundi, c'est port du masque obligatoire

Une pensée particulière à l'attention de l'horeca qui s'apprête à souffrir longuement ?

Justement, tous les secteurs ne sont pas égaux. On ne peut pas prendre un arrosoir et verser de la même manière sur tout le monde. L'horeca est un secteur très très très fragile. Regardez l'hôtellerie. Il n'y avait pas de réservations depuis le 1^{er} mars et ils n'afficheront pas complet au jour 2 du déconfinement. Des aides devront durer plus longtemps.

À quelles nouvelles mesures réfléchissez-vous ?

On va réfléchir à de nouvelles aides directes.

Pour qui et sur quels montants ?

Jusqu'à maintenant, on était très occupés à payer rapidement les 5 000 euros. Maintenant on a mis en place les équipes pour honorer les aides de 2 500 euros. Parallèlement des personnes analysent les demandes



« Le plus dangereux serait d'ouvrir trop et de refermer par la suite »

refusées. Comment ? Pourquoi ? Quels secteurs ne les ont pas reçues ? Pour l'aide des indépendants, on va faire la même analyse. Qui n'est pas pris en considération ? Comment réadapter cette aide pour les besoins de cette crise ?

Concernant la reprise du travail, l'étude Recovid menée par des chercheurs locaux en sciences économiques et sociales préconise un double test des salariés avant le retour au travail. Cette hypothèse tient-elle la route ?

Un échantillon représentatif du secteur de la construction, de 300 personnes, servira à mesurer la prégnance du virus et le cas échéant à mettre les personnes touchées en quarantaine.

D'accord. Donc pas de dépistage systématique ?

Pas tout le monde, non. On regardera les analyses. On évaluera. Puis des décisions seront prises. Faut-il tester d'avantage ? D'autres secteurs ? On le fait en parallèle avec un *monitoring* de la population luxembourgeoise. Il faudra attendre les résultats des deux tests en parallèle pour tirer des conclusions. On aura trois semaines de réflexion entre l'ouverture maintenant et les autres possibilités. On analyse au jour le jour. De semaine en semaine.

Mais avez-vous une vue un peu plus lointaine ? Des scénarios sur cet été ? Éventuellement ce qui pourra ouvrir. Pour l'horeca, cette saison est décisive. Surtout après un printemps mort. Quelles sont les perspectives ?

Pour le secteur de l'horeca, il y a déjà eu de la part d'un certain nombre des initiatives créatives. Beaucoup se mettent à la vente à emporter. Un cuisinier donne des cours de cuisine sur Facebook. Les entrepreneurs se remettent en question. Mais pour un scénario pour l'été, c'est encore trop tôt. Il faut jauger les capacités hospitalières.



Vous avez un budget, une marge de manœuvre selon les scénarios ?

Comme disaient le Premier ministre et le ministre des Finances, ça coûte ce que ça coûte. On parle vraiment d'aides allouées en fonction des nécessités de chaque situation. Et ça coûtera ce que ça coûtera.

N'avez-vous pas envisagé des perspectives économiques ? Un nombre de faillites possible ? En France, on parle de 25 pour cent de faillites chez les restaurateurs.

J'espère le moins de faillite possible. On fera tout pour garder un maximum d'entreprises à flot. C'est une partie de l'image du Luxembourg. Il faut préserver les entrepreneurs. Ils se posent beaucoup de questions. Après les réouvertures, les clients seront-ils là ? La demande repartira-t-elle ? Y aura-t-il des réticences d'ordre sanitaire ?

Une étude de l'IFO Institut a inspiré le gouvernement dans sa gestion de la pandémie. Elle préconise l'ouverture des lieux publics à la toute fin. C'est aussi la voie suivie ici ?

Oui. Oui. Je pense. Les endroits où l'on se croise. On va aussi éviter d'inciter les gens à se déplacer d'une région à l'autre au début du déconfinement. Les restaurants ne seront pas ouverts demain, c'est certain.

Des ouvertures partielles et avec aménagements ne sont-elles pas envisageables ?

On va analyser ça à partir de lundi. Est-ce qu'on aura une croissance des infections ? On envisagera ensuite les mesures pour les commerces. Faudra-t-il limiter le nombre de personnes selon la surface ? Imposer des mesures barrières dans les restaurants ?

Comment accompagner cette reprise progressive après le confinement ?

Nous avons annoncé un séquençement, avec la réouverture des chantiers, de certains magasins, des paysagistes, etc. Au ministère, on travaille avec l'association Markcom pour faire une campagne de sensibilisation à l'achat local.

D'une manière générale, on sent un grand tâtonnement ?

C'est crucial. Le plus dangereux serait d'ouvrir trop et de refermer par la suite. C'est pour ça qu'il est important de procéder à ces analyses sur les deux échantillons. D'attendre. On a une période de trois semaines entre cette ouverture-ci et l'éventuelle prochaine. C'est assez long pour se faire une bonne idée.



Lex Delles, ministre des Classes moyennes, confirme l'impression générale. Il ne peut offrir un horizon de plus de trois semaines aux 200 000 salariés qui opèrent sous sa tutelle

Les systèmes de santé face au choc du Covid-19

Indicateurs inadaptés

Georges Canto

La pandémie due au Covid-19 met à rude épreuve les systèmes de santé dans le monde entier, même dans les pays développés réputés les mieux préparés à un tel choc. Mais l'étaient-ils vraiment ? Au Grand-Duché, un rapport intitulé « État des lieux des professions de santé et des professions médicales » présenté devant la Chambre des députés début octobre 2019 estimait que « le système de soins de santé luxembourgeois est dépendant et vulnérable ». Signe annonciateur de la situation actuelle qui voit le Luxembourg détenir le triste privilège de figurer sur le podium mondial du nombre de cas confirmés de Covid-19 par rapport à la population ? Ce diagnostic inquiétant était émis quelques semaines seulement après la publication de chiffres de l'OCDE montrant que le système de santé était plutôt « efficace et pas cher » (voir *d'Land* du 20 septembre 2019). Le document dû au cabinet Santé et Prospectives se félicitait de voir la population luxembourgeoise bénéficier d'un bon état de santé général et émettait une opinion très favorable sur les infrastructures médico-sociales du pays, en particulier sur les effectifs des professions médicales et de santé. Ainsi depuis 2000, le nombre de médecins praticiens a doublé et leur densité a fortement augmenté passant de 2,1 à trois pour mille habitants (chiffres OCDE). Même évolution favorable pour les infirmiers.

Les inquiétudes exprimées en octobre 2019 portaient surtout sur la proportion de personnels non-Luxembourgeois : 58 pour cent des professionnels de santé et 49 pour cent des médecins ne sont pas originaires du Grand-Duché, ce que l'OMS interprète comme une faiblesse (elle a fixé pour 2030 à tous les pays membres un objectif de réduction par deux de cette dépendance). Autre crainte : le vieillissement de la population de médecins (un sur deux ayant plus de 53 ans) faisant redouter une diminution des effectifs d'ici dix ans au moment où les besoins vont augmenter et se transformer. Le rapport évoquait enfin la question de l'accès aux soins, un problème pointé dès 2014 par le European Health Interview Survey (EHIS), selon lequel les délais excessifs d'obtention de rendez-vous constituaient le principal obstacle au Luxembourg, étant cités dans 31 pour cent des cas contre 18,7 pour cent en moyenne dans l'UE, et touchant surtout les femmes : 35 pour cent de celles ayant éprouvé un besoin de soins y ont été confrontées contre 26,7 pour cent des hommes.

On mesure à quel point ces inquiétudes bien que légitimes étaient en décalage avec ce qu'il allait advenir quelques mois plus tard. L'urgence sanitaire les fait passer au second plan. Après le déclenchement de la crise, on s'est aussi aperçu que la géographie de la propagation du virus et de la lutte contre ses effets ne correspondait en rien aux critères servant habituellement à évaluer l'efficacité des systèmes de santé, tels qu'on les trouve par exemple dans les documents publiés par l'OCDE (des chiffres mis à jour pendant la crise actuelle). Ainsi il n'existe aucune corrélation apparente entre le niveau des dépenses de santé et la contamination et la mortalité dues au Covid-19. Les pays les moins atteints (ou qui connaissent la plus faible mortalité) ne sont pas forcément ceux qui consacrent une part élevée de leur PIB à la santé,

Stratégie sanitaire

Les moyens matériels et humains ne sont rien sans une stratégie claire. Sur ce point, la gestion par l'Allemagne de la crise sanitaire par les tests fait figure de modèle. D'abord, grâce à sa recherche, car le premier test mondial de détection du Covid-19 y a été mis au point par le chercheur Olfrert Landt et validé par l'OMS dès le 17 janvier. Ensuite, par sa capacité industrielle à en produire rapidement des quantités considérables. Enfin, par sa politique de dépistage massive, menée dans tout le pays dès la fin janvier dans les cliniques, les laboratoires, chez les médecins et même dans la rue. Une politique comparable a été mise en œuvre en Corée du Sud, couplée à un système de géolocalisation et de télésurveillance appelé à se généraliser dans le monde. Malgré l'injonction de l'OMS le 16 mars, de nombreux pays sont encore incapables de mener un tel dépistage faute de moyens matériels pour fabriquer les tests. gc



Le centre de soins avancés à Ettelbruck

La pandémie du Covid-19 bouscule les repères sur les investissements dans la Santé

ou qui sont les mieux pourvus en personnel médical, en lits d'hôpitaux et en matériel.

Rien de vraiment surprenant. Une pandémie du niveau de celle de 2020 bouscule tous les repères. Comme pour une catastrophe naturelle, un grave accident ou une guerre qui occasionnent un grand nombre de blessés, le principal problème est l'afflux de malades sur une période très courte, ce qui excède les capacités de prise en charge. C'est d'ailleurs surtout pour « écriéter la courbe » des contaminations, et non pour empêcher la dissémination du virus, que la plupart des pays ont imposé un confinement. De ce fait, parmi les nombreux indicateurs de santé publiés par l'OCDE, un de ceux qui se sera avéré le plus pertinent est le nombre de lits pour soins aigus. Il s'agit de l'ensemble du nombre de lits d'hôpitaux régulièrement entretenus et dotés de personnel (hors psychiatrie et soins de longue durée). La moyenne des 35 pays étudiés est de 3,5 lits pour mille habitants, mais il existe de vastes disparités. Parmi les pays les mieux dotés, on trouve notamment le Japon (7,79), la Corée du Sud (7,14) et l'Allemagne (6,02), qui sont parmi ceux qui ont le mieux réussi à contenir la mortalité. La Belgique

est sixième sur 35 avec un bon chiffre (cinq) et le Luxembourg est au-dessus de la moyenne (3,7). À l'inverse, parmi les pays les moins bien dotés figurent la France (3), l'Italie (2,6) l'Espagne (2,4) et le Royaume-Uni (2,1) où la pandémie a été très meurtrière.

La comparaison entre la France et l'Allemagne est édifiante. Ces deux pays consacrent chacun 11,2 pour cent de leur PIB aux dépenses de santé et la contamination y est comparable (environ 1 500 cas confirmés par million d'habitants). Mais en valeur relative, la France compte deux fois moins de lits pour soins aigus que l'Allemagne. Leur nombre a baissé de dix pour cent en dix ans, pour cause de développement des opérations en ambulatoire (sans nuit à l'hôpital) et les réductions budgétaires. Au final, la mortalité due au Covid-19 était mi-avril près de six fois supérieure en France avec 223 décès par million d'habitants contre 39 en Allemagne (115 au Luxembourg). Mais en soi cet indicateur est encore insuffisant. Ainsi il ne tient pas compte de l'inégalité de l'équipement au sein d'un pays donné, qui ne coïncide pas elle-même avec la géographie du virus : en France les hôpitaux de la région la plus atteinte, le Grand Est, pourtant bien équipée sur le plan médical, ont dû évacuer des malades par trains spéciaux et même par avions militaires vers d'autres régions ou vers les pays voisins, comme le Luxembourg (remercié, entre autres pays, par Emmanuel Macron lundi soir). Et la durée des hospitalisations, particulièrement longue avec le Covid-19 (trois semaines pour les cas graves) peut submerger les infrastructures des pays les mieux dotés.

La crise sanitaire aura mis en évidence les pénuries en équipements cruciaux, mais mal suivis par les statistiques, car réservés à des soins bien spécifiques. L'OCDE s'intéresse au nombre de scanners et d'IRM, mais pas au nombre de respirateurs, dont le rôle a été décisif. La manière par laquelle l'Allemagne a réussi à limiter la létalité n'est d'ailleurs pas sans rapport avec le fait que les deux principaux fabricants mondiaux, Draeger et Löwenstein, en sont originaires. Et comme le diable est dans les détails, on s'est rendu compte avec effarement que le succès dans la lutte contre le coronavirus dépendait largement de simples « consommables » médicaux comme les masques, le gel hydroalcoolique, les écouvillons, les gants ou les blouses dont la pénurie s'est faite cruelle-

ment sentir, comme en France où elle tourne à l'affaire d'État. Personne n'avait visiblement imaginé ce « goulot d'étranglement » faute de données et de chiffres précis.

Les statistiques de santé ont aussi péché par une mauvaise appréhension des pénuries de personnel. En France, depuis plusieurs mois, un important mouvement social secoue le monde hospitalier pour dénoncer « des conditions de

travail absolument désastreuses », pour cause de réductions d'effectifs. En Allemagne même 17 000 postes d'infirmiers restent à pourvoir et, au cours des derniers mois, de nombreux lits de soins intensifs avaient dû être fermés. Des pénuries encore plus catastrophiques face à un afflux considérable de malades très concentré dans le temps, qui ont conduit à appeler à l'aide les professionnels de santé en dehors de leurs spécialités, les étudiants, les retraités et parfois même les vétérinaires.

Chroniques de la Cour

Talon d'Achille

Dominique Seytre

Les fonctionnaires et employés de la Cour de justice de l'Union européenne sont renvoyés chez eux pour respecter le confinement. Mais l'institution manque d'ordinateurs portables pour télétravailler. La lecture de la newsletter interne de la Cour, *News@curia*, le confirme. À qui la faute ? En une semaine, elle publie deux interviews à ce sujet. La première, le 31 mars, est de Thierry Lefèvre, directeur général du Multilinguisme, la seconde, le 6 avril, de Raluca Peica, qui est à la tête de la direction des Technologies de l'information. Thierry Lefèvre ouvre le bal. Certes, de nombreux collaborateurs devant s'occuper de leurs enfants, il a dû réduire leur productivité. Mais son souci, c'est l'absence de portables. Seule une moitié des collègues du service de traduction dispose des *laptops* Windows 7 ou 10 de la Cour. Les autres travaillent sur leur ordinateur personnel, sans outils spécifiques ni connexion autre que Webmail, quand ils l'ont. Thierry Lefèvre, dont la direction générale chapeaute les directions Interprétation et Traduction, indique que de nouveaux portables vont être distribués, mais seulement « lorsque les risques de contagion seront plus réduits ». Il dénonce ensuite la pression excessive sur les secrétariats de plusieurs unités de traduction dans lesquels seul un ou deux assistants disposent d'un *laptop* ce qui leur ne permet pas d'accéder à l'indispensable Suivi2, l'application des traductions d'arrêts. Les cellules danoise et irlandaise et la direction Interprétation ont proposé leur aide. Il le concède : La DTI a fait des efforts pour équiper en urgence au moins dans les cellules opérationnelles de toutes les unités, mais quand même.

L'informatique est source de crispations à la Cour de justice

Raluca Peica la directrice de la DTI lui répond. Une réponse sous forme de satisfecit, de « plateforme électorale » pour certains, car de notoriété publique, elle vise le poste de directeur général de l'Information dont dépend sa Direction et qui a été laissé sans titulaire. Elle dit, par exemple, que si 70 pour cent des utilisateurs ont Windows 7 ou 10, c'est déjà bien et elle ne concède surtout pas qu'elle est en retard sur le projet d'achat d'ordinateurs pompeusement désigné par « programme de mobilité » qui devait être bouclé fin mars. Elle confirme au passage de manière indirecte le chiffre d'environ 800 portables manquant dont parlait de *Land* (10.04.2020). Elle assure aussi que « dès la première semaine de confinement, tout le personnel de la Cour, stagiaires compris, a un accès au Webmail », contredisant Lefèvre. D'après certaines sources, un informaticien y travaillait encore pendant le weekend de Pâques. Puis viennent les souhaits : « Dans les prochains jours, nous aimerions, par exemple, offrir des services vidéo, avant tout aux cabinets, c'est-à-dire à ceux qui en ont le plus besoin pour les délibérés et les réunions des Chambres ». Comme si les faiblesses informatiques et les problèmes de sécurité n'existaient pas. Dans un long communiqué de presse envoyé le 3 avril pour expliquer que la Cour travaille, il n'est pas question de délibérés d'arrêts en télétravail.

Pour comprendre pourquoi l'informatique est la fois le talon d'Achille de la Cour et une source de crispations, il faut remonter à la grande panne de 2009. La société d'audit consultée est effarée de constater des « redondances applicatives », des liens entre applications et systèmes trop nombreux, des risques d'effets domino. Jusqu'en 2015, et sous la houlette du juge Franklin Dehousse, un comité informatique dénonçait ces mêmes abus et la débauche d'argent. En haut lieu, cela n'a pas plu. Le comité a été dissous. « Ce qui fait que maintenant en 2020, le comité administratif confirme des décisions prises sans y comprendre grand-chose », dit un informaticien. La Cour des comptes a rendu un rapport en 2017. Elle y parle d'une base de données centrale vieillissante, et compte pas moins de 95 modules applicatifs. Une gestion très couteuse.

Dans ce contexte, Raluca Peica chef d'unité à l'EU-Lisa, l'agence de gestion du système Schengen est nommée directrice de la DTI fin 2017. La jeune femme a carte blanche. À la suite de sa réorganisation des services, contestée, et en quelques mois, une quinzaine d'informaticiens s'en vont, parmi lesquels le grand spécialiste Windows. Il part pour la Commission européenne. Un exode, dira-t-on. Le projet de Peica : faire table rase du passé et créer un Système intégré de gestion des affaires (SIGA). Projet ambitieux et risqué qui accumule du retard. En attendant il faut faire tourner l'informatique. Un appel d'offre d'une valeur de 55 millions d'euros est lancé. Il permet de garder les prestataires externes – une grosse centaine d'après certains – pour l'helpdesk, l'exploitation des serveurs et du réseau, l'analyses des besoins utilisateurs, le développement des applications, les tests ou encore la maintenance. Commentaire d'un fonctionnaire : « À cause de l'exode des informaticiens maison, les prestataires externes sont de plus en plus indispensables. Mais ils sont de moins en moins bien encadrés. Certes, ils ont les connaissances techniques, ils connaissent les métiers des utilisateurs de la Cour. Mais ils arrivent à un niveau d'autonomie jamais vue. Ils sont tellement indispensables au bon fonctionnement de la Cour que leur pouvoir est excessif. Et ils ont accès à tout ».

Zu Gast

Erste Lehren aus der aktuellen Krise ziehen

Carole Thoma

Während die sanitäre Krise langsam abzuflachen scheint und die Isolationsmaßnahmen aufgelockert werden, freuen wir uns darauf, endlich das Frühjahrswetter mit Freunden genießen zu können. Werden in einigen Wochen die soziale Isolation und die Angst vor unkontrollierbarer Verbreitung des Virus hoffentlich nur noch böse Erinnerungen sein, so stellt sich doch die Frage nach den sozialen und wirtschaftlichen Langzeitfolgen der letzten Wochen. Dabei müssen die nun nötigen Veränderungen nicht unbedingt negativer Natur sein. Ich will versuchen, im Folgenden einige erste Lehren aus der aktuellen Krise zu ziehen, die dabei helfen könnten zu entscheiden, in welche Richtung wir uns von hier aus entwickeln wollen.

Die aktuelle Krise hat mehr denn je gezeigt, welche Arbeitsplätze in unserer Gesellschaft systemrelevant sind, und wer sie erledigt. Es sind vor allem Frauen und Grenzgängerinnen, die im Gesundheits- und Pflegebereich, im Einzelhandel und in der Reinigung arbeiten, die während der Krise weiterarbeiten mussten und somit die Grundversorgung der Gesellschaft aufrechterhalten haben.

Zudem handelt es sich im Allgemeinen um unterbezahlte Arbeit unter schwierigen Bedingungen, der nicht der nötige Respekt gezollt wird. Das alles zeigt umso mehr, dass die Forderungen des ersten allgemeinen Frauenstreiks im März ihre Berechtigung hatten, und bestätigt zudem die Forderung von déi Lénk, den Mindestlohn strukturell mindestens um zehn Prozent zu erhöhen. Es reicht nicht, den Angestellten symbolisch zu danken, sondern wir müssen dafür sorgen, dass, wer systemrelevante Arbeit leistet, von dieser auch anständig in Luxemburg leben kann. Der Mindestlohn ist kein Almosen, sondern die verdiente Gegenleistung für wichtige Arbeit.

Luxemburg blieb glücklicherweise von katastrophalen Zuständen, wie sie aus Italien und den USA bekannt sind, verschont. Einer der Gründe ist mit Sicherheit unser starkes öffentliches Sozial- und Gesundheitssystem. Anders als in den USA musste hier kein.e Lohnabhängige.r fürchten, im Krankheitsfall auf alle Einnahmen verzichten zu müssen. Und anders als Italien wurden Luxemburg in den letzten Jahren wenige Sparmaßnahmen im Gesundheitssystem von der Europäischen Kommission aufgedrängt, die zur Aushöhlung des Krankenhaussektors führten. Wäre die neoliberale Globalisierungspolitik der Europäischen Union in den letzten Jahrzehnten nicht so ungebremst fortgeschritten, würde das notwendige medizinische Material auch noch in Europa hergestellt werden, was den Mangel und das resultierende zwischenstaatliche Konkurrenzdenken verringert hätte.

Die ökonomischen, sozialen und gesellschaftlichen Langzeitfolgen der sanitären Krise sind nur schwer einschätzbar, hängen jedoch auch von politischen Entscheidungen ab. Die politischen Verantwortlichen können, ähnlich der Finanzkrise von 2008, die Kosten der nachfolgenden Wirtschaftskrise auf die arbeitenden Menschen abwälzen, die Sozialsysteme schwächen und die Armut erhöhen. Oder sie können Lehren aus der Vergangenheit ziehen und nicht mehr zum „Business as usual“ übergehen. Anstatt Austerität zu betreiben, müssen Investitionen in das Sozialsystem, die Infrastrukturen und eine sozial-ökologische Umwandlung der Gesellschaft im Mittelpunkt stehen. Die Art und Weise zu wirtschaften muss sich grundlegend verändern. Die Kosten für diese notwendigen strukturellen Veränderungen dürfen diesmal jedoch nicht wieder auf die arbeitenden Menschen abgewälzt werden. Viel eher ist es an der Zeit, Superreiche und multinationale Unternehmen, die zum Teil sogar noch von der Covid-Krise profitiert haben, zur Kasse zu bitten. Sie müssen endlich Verantwortung übernehmen für eine solidarische und ökologische Gesellschaft. Sie werden es nicht freiwillig tun. Die Politik ist gefordert.

No Houschderen

Houschtere war dëst Jo'r näischt lass,
Ausser enger Radiomass.
Schéi gerëscht, eng eidel Kierch,
Déi vu Bruch, net wäit vu Miersch.

Wéi de Poopst am Péitersdroum,
Bal eleng mat sech zu Roum,
Schwätzt de Kardinol mat Still.
Sécher ännert dat scho vill.

Geeschtermassen, gutt vernetzt,
Wat keng Kommunikoun ersetzt.
Am Fong méi schlëmm wéi an der Hell,
Mam Koschter am Chômage partiel.

Ëmmerhin, et bleift en Trouscht,
Trotz deem ganze Covid-Wouscht:
Well d'Kächen huet op guer kee Fall
Recht op Congé familial.

Jacques Drescher

Die kleine Zeitzeugin

Michèle Thoma

Was klingt wie eine Wortschöpfung aus einem hochgradig verzückten Liebesgedicht, wie ein Angebot auf der Homepage eines oder einer lyrisch begabten sadistischen Dienstleister_in, ist, wie viele unter uns mittlerweile wissen, eine Taktik, eine Strategie aus dem vielgefächerten Maßnahmenkatalog. Maßnahmen. Auch dieses wertneutrale Wort begegnet uns derzeit häufig.

Unser Vokabular erweitert sich mal wieder rapide, gibt immer mal Zeiten, in denen uns der Lernprozess gemacht wird. In einem wunderschönen Frühling, beinahe so wunderschön gespenstisch wie der jetzige, wurden uns im Schnelldurchgang Cäsium, Jod und das teuflisch unsterbliche Plutonium eingebläut. Gau und Supergau, Halbwertszeit. Und jede Menge Becquerel.

Ackerbaulich anschaulich begann es jetzt, noch vor einem Monat beglückte uns der aussagekräftige Ausdruck „Entsaat“. Also der Virenlast die, wie gleich erläutert wurde, in die Umwelt entlassen wird nach einem kräftigen Nieser, einem Hustenanfall oder auch nur beim Ausatmen. Schnell verschwand der Ausdruck, vielleicht doch zu biologistisch für die Mehrheitsgesellschaft, die mit Samen höchstens noch was am Hut hat, wenn es um die Samendichte des vom Aussterben bedrohten Mannes geht.

Chemie, Physik, Mathematik, Statistik, Crash-Kurse in allem! Zahlen werden gezückt, stündliche Totenrankings auf allen Kanälen, welches Land ist das beste im Abwehrkampf? Reproduktionsraten werden verglichen, obschon man sie, wie wir gleich dazulernen, nicht vergleichen kann. Kratzen wir die Kurve oder kratzen wir ab? Wer von uns? Die Abwehrschwächlinge? Die üblichen Verdächtigen oder auch vollkommen Unverdächtige, quasi Unschuldige? Die nicht mal schuld am Klimagau sind. Die Unversehrten? Jetzt muss auch noch der Ethikrat ran.

Chroniques de l'urgence

Adieu croissance du PIB, bonjour décarbonation

Jean Lasar

Lorsqu'il s'agit de chiffrer l'impact de la crise du coronavirus sur l'économie, la plupart des médias continuent de mettre en avant des analyses libellées en points de PIB perdus. Le Fonds monétaire international a ainsi prédit cette semaine que le produit intérieur brut mondial se contracterait en 2020 de trois pour cent. Du jamais vu – un scénario d'horreur qui devrait frapper de plein fouet les pays industrialisés sans pour autant épargner

Die an der Virenfront werden sprachlich aufgewertet, statt Supermarktregal-einräumer_innen sind sie jetzt Systemerhalter_innen

Die an der Virenfront werden sprachlich aufgewertet, statt Supermarktregal-einräumer_innen sind sie jetzt Systemerhalter_innen.

Wenn wir das bei Markus Lanz relaxed installierte Knochengerüst Lauterbach erblicken, läuft es uns gleich eisig den Rücken herunter, gleich wird er in seinem auch vom flehendsten Lanz-Lächeln unbestechlich monotonen Tonfall Unausweichliches verkünden. Gottseidank lädt der nette Markus Lanz am nächsten Abend jemand viel Netteres ein, der blond und jung lächelnd viel Netteres verkündet und daher viel mehr gepostet wird.

Was also jetzt?, murrte das Volk. Wenn ein Aerosöhlen in meine Aura eindringt, was dann? Muss ich meine Zeitung bügeln, jede Seite von *Die Zeit* einzeln? Wir lernen jeden Tag dazu,

sagen die Wissenschaftlerinnen und die Pulmologen, während das Virus in den Nasen herumtanzt und sich fröhlich fortpflanzt. Besser 20 Meter Abstand beim Joggen als zwei! Das *Social distancing*, das wir schon sehr gut kennen, wird immer raumfordernder.

Wir lernen *Lockdown*, der in manchen Ländern auch ein *Shut up!* ist. Wir lernen, wie schnell wir lernen, manchmal erschreckend schnell. Wie schnell wir verlernen. Europa, war da was? Länder machen dicht, werden immer kleiner, Deutschland zerfällt in Deutschländchen. Was macht der viruslasterhafte Nachbar vor meinem Zaun? In Österreich gibt es Erlässe und Straforgane, die Organstrafen aussprechen. Fortgeschrittene und sich wohlverhalten Habende werden mit Hochfahren belohnt, gar mit verlockender Lockerung. Die aber jederzeit wieder zurückgenommen werden kann, dann werden die Daumenschrauben wieder angezogen.

Das Wort Seuche feiert Auferstehung aus den Massengräbern der Vorzeit. Es ist eine Seuche, schreit ein österreichischer Epidemiologe in einem Video-Talk das Fernsehpublikum an. Wir müssen durchseucht werden!, fordern manche, Die Herde muss immun werden! Beklommen hört dies die um den Herd gescharte Herde, missmutig stochert die, den Herd hütet, neuerdings wird so was auch *Home office* genannt, in einem Topf, der bald explodiert. Beklommen hören es das einsame Schaf, die einsame Wölfin.

Wenigstens wird der pathetische, pompös dröhnende Name Corona, der direkt aus der Hochblüte der Seuchen, als Krankheiten noch mächtige prächtige Namen trugen, Cholera, Blattern, Bräune, Schwarze Pest, durch einen kümmerlich sachlich-nüchternen Namen ersetzt. Mit Ziffer auch noch. Klingt gleich viel bezwingbarer. Kontrollierter.

juste et massive à laquelle nous devrions aspirer si l'avenir de nos enfants nous importait.

Malgré tout, alors que nous nous trouvons à la croisée des chemins, le calcul de *Carbon Brief* présente l'avantage de nous montrer la taille de l'enjeu. Pour atteindre l'objectif de l'Accord de Paris, limiter l'augmentation de la température mondiale à deux ou, mieux, 1,5 degrés, c'est à raison d'au moins six pour cent que nous devrions réduire nos émissions chaque année de cette décennie. Même s'il ne reflète pas les bénéfices qu'on est en droit d'attendre d'une décarbonation bien organisée et à grande échelle, le « great lockdown », comme l'appelle le FMI en écho à la dépression de 1929-30, nous donne du moins une idée de l'ampleur de l'effort qui nous attend.

La crise du Covid-19 nous aide à prendre conscience que lorsque des centaines de milliers de vies sont en jeu, il n'y a pas de PIB qui tienne



Im Epizentrum der größten Katastrophe in der jüngeren Geschichte Chinas

Die angepasste Erzählung von Wenchuan

Boris Loder

Vermehrt machen sich dieser Tage Zweifel an den offiziellen Zahlen der Covid-19-Erkrankungen in China breit. Etwas mehr als 3 300 Todesopfer soll das laut chinesischer Regierung aus den USA importierte Virus nach der Anfang April aktualisierten Zählweise (Stand 1.4.2020) gefordert haben. Meldungen darüber, dass allein in Wuhan die Krematorien einen Tagesbedarf an 500 Urnen aufweisen, legen eine um ein Vielfaches höhere Opferzahl nahe¹.

Die Corona-Krise ist dabei nur eines von mehreren Beispielen für Zahlendiskrepanzen und für Anpassungen in den offiziellen Erzählungen, die von der chinesischen Informationspolitik verbreitet werden. Als größte Katastrophe in der jüngeren Geschichte Chinas gilt das „Große Erdbeben von Wenchuan“, das am 12. Mai 2008 um 14.28 Uhr Ortszeit mit einer Stärke von 7,9 auf der Richterskala die Region Sichuan verheerend erschütterte. Das Epizentrum konnte entlang einer tektonischen Verwerfungszone zwischen Tibet-Plateau und Sichuan-Becken im Südwesten des Landes lokalisiert werden; das Beben war noch bis Peking zu spüren. Nahezu 70 000 Menschen kamen in der Region ums Leben, knapp sechs Millionen wurden obdachlos, da 80 Prozent des Gebäudebestands zusammengebrochen waren.

Am Rande eines fotografischen Austauschs in den Bergen von Sichuan Ende letzten Jahres bestand die Möglichkeit, das Epizentrum dieses Erdbebens zu besuchen. Der Guide, neben dem Fahrer ständiger Begleiter, erklärt, zwar habe man die Stadt Wenchuan unter massivem Einsatz von Manpower innerhalb von nur vier Jahren wiederaufgebaut, jedoch habe der Wiederaufbau länger gedauert als in den entlegeneren Dörfern, sofern diese nicht ohnehin aufgegeben wurden. In der gesamten Region ist zu sehen, weshalb das Erdbeben als Naturkatastrophe mit den meisten Folgekatastrophen

gilt: Nahezu an jedem Hang finden sich kleine bis sehr große Bergstürze, die oft instabile, brüchig aussehende Felswände freilegen. Links und rechts der auf schnell wieder hochgezogenen Betonstelen gestützten Autobahn fällt der Blick auf zuge-schüttete Seitentäler, auf einen eingeschlagenen Staudamm, der angesichts der gigantischen Felsbrocken wie eine Miniatur wirkt. Felsbrocken in Vorgärten und frisch beschädigte Häuser zeugen in einem Straßendorf von einem kürzlich erfolgten Felssturz. Der Fahrer muss einige Kilometer talabwärts einer Schlammlawine ausweichen, die unmittelbar zuvor Häuser und Fahrzeuge in Mit-leidenschaft gezogen hat.

Bei der Mittagspause in Wenchuan finden sich hingegen keinerlei Spuren des Erdbebens; dem in kürzester Zeit wiederhergestellten Gebäudebestand sieht man das junge Alter angesichts der Patina auf den Fassaden nicht an. In Yingxiu, 50 Kilometer abwärts des Min-Flusses, zeigt sich dagegen ein anderes Bild. Hier wurden die Ruinen der Xuankou-Mittelschule als Gedenkstätte erhalten.

Ehe man die eigentliche Gedenkstätte erreicht, gelangt man auf einen großzügig gestalteten Vorplatz, versehen mit einem Gedenkstein, der von der ausladenden roten Flagge der Kommunistischen Partei gekrönt ist. In der goldenen Inschrift auf dem Parteidenkmal wird der heroische Einsatz der Parteimitglieder hervorgehoben, die sich an vorderster Front der Aufräumarbeiten nach dem katastrophalen Ereignis angenommen haben.

Nur wenige, ausnahmslos chinesische Besucher sind an diesem Morgen gekommen, so dass das breite Eingangsportal ähnlich überdimensioniert wirkt wie die Steinflagge. Die wie krumme Kartons aus der Landschaft ragenden Gebäude, deren bizarr zuein-

ander angewinkelte Dächer schon von Weitem zu sehen waren, erschließen sich hier im apokalyptischen Panorama. In der Mitte liegt, wie zerbrochen, ein marmornes Ziffernblatt, das 14.28 Uhr anzeigt, darunter eine Inschrift mit dem Datum.

Beim Rundgang zwischen den verschiedenen Gebäuden zeigt sich, dass einzelne zwar von massiven Rissen durchzogen, aber intakt sind, während ein Unterrichtsgebäude fast wie ein Kartenhaus zusammengebrochen ist. Die verstreuten Touristen unterhalten sich lautstark, posieren für Selbst- und Familienporträts, lassen Drohnen aufsteigen. Hinweisschilder mahnen zu Respekt und verbieten zu lachen. Der Blick durch die Fenster der Klassenzimmer fällt auf verstreutes Unterrichtsmaterial und zerbrochene Einrichtung. Trotzdem bleiben die dramatischen Szenen, die sich hier abgespielt haben, in der monumentalen Stille, die von diesen Ruinen ausgeht, schwer vorstellbar.

Dass ausgerechnet eine Schule als Mahnmal gewählt wurde, kann als politisches Zugeständnis betrachtet werden. Nach offiziellen Zahlen waren unter den 70 000 Opfern des Erdbebens über 5 000 Kinder. Früh wurden Stimmen laut, die diese Zahl als unrealistisch niedrig kritisierten. Schätzungen anhand lokaler Einzelberichte legen eine Zahl von circa 9 000 Kindern unter den Opfern nahe. Der Künstler Ai Weiwei erarbeitete 2009 angesichts der Frustration über Zensur und Kontrolle dieser Zahlen ein Projekt mit dem Titel *Remembering*, das auf Basis eigener Recherchen die Namen der minderjährigen Opfer sammelte – eine Arbeit, die ihn nach eigenen Angaben für die Regierung „zum gefährlichsten Mann Chinas“² machte. Unter den Angehörigen machte sich indes immer lauterer Protest breit über die schlechte bauliche Qualität öffentlicher Gebäude im Erdbebengebiet, insbesondere von Schulen.

Das Erdbeben forderte 70 000 Menschenleben. Forschern zufolge hatte es wahrscheinlich einen anthropogenen Auslöser, für die Regierung in Peking allein geologische Gründe

Zeitgleich geriet die Regierung auch von Seiten der Wissenschaft unter Druck. Fan Xiao, Chefingenieur des Sichuan Geology and Mineral Bureau, legte nahe, dass das Erdbeben mit hoher Wahrscheinlichkeit einen anthropogenen Auslöser hatte. Eine Studie der Columbia University kam im Jahr nach der Katastrophe zur selben Einschätzung³.

Folgt man dem Min-Fluss weitere 20 Kilometer, gelangt man an einen der 400 hydroelektrischen Dämme im Erdbebengebiet. Mit einer Höhe von 155 Metern und einem Wasservolumen von 315 Millionen Kubikmetern im Stausee ist der Zipingpu-Damm zwar durchaus beeindruckend, wirkt jedoch im Vergleich zum Drei-Schluchten-Staudamm mit 39 300 Millionen Kubikmeter Volumen eher zwergenhaft. Dennoch sollen die Wassermassen des 2004 gefluteten Tals laut Forschern ausgereicht haben, den Druck in den Tiefen der nur 500 Meter entfernten Longmenshan-Verwerfungszone, entlang der die Indische Platte sich in die Eurasische Platte schiebt, um 0,5 Bar zu erhöhen. Darüber hinaus wirkt das in die Tiefe gepresste Sickerwasser wie ein Gleitmittel im Gestein.

Zusammenhänge mit Wasserreservoirs haben sich schon bei anderen Beben, etwa in Indien, ergeben.

Zwar zeigen alle Erkenntnisse, dass das Erdbeben die Folge einer angestauten Spannung war. Jedoch sprechen zeitliche und räumliche Koinzidenz dafür, dass dieses Ereignis, das laut Forschern auch erst in zehn, hundert oder noch mehr Jahren hätte stattfinden können, durch die Wasserlast des Stausees vorzeitig induziert wurde. Wie der deutsche Forscher Christian Klose sagte, wurde und wird durch das großzügige Auffüllen der tiefen Täler der Region an der „Erdbeben-Uhr“ gedreht⁴. Chinesische Kollegen Kloses äußern sich anonym. Übereinstimmende Untersuchungen werden unter Pseudonym veröffentlicht, da die Forscher Zensur und Repression der Regierung fürchten müssen, nach deren offizieller Lesart das Erdbeben auf rein geologische Ursachen zurückzuführen ist.

Die Fahrt um den See zieht sich hin. Es bleibt Zeit für einen kurzen Zwischenstopp und ein paar Fotos der Autobahnbrücke, die sich quer über den Stausee erstreckt. Die Frage, ob sich auch beim Staudamm eine Foto-Pause einrichten ließe, verneint der Guide nach kurzer Absprache mit dem Fahrer. Das sei mangels Parkplätzen leider nicht möglich.

¹ www.spiegel.de/politik/ausland/corona-faelle-in-china-pekings-zweifelhafte-zahlen-a-295ef443-5df3-406b-acff-360746eb27be

² www.theguardian.com/artanddesign/2018/feb/15/ai-weiwei-remembering-sichuan-earthquake

³ www.telegraph.co.uk/news/worldnews/asia/china/4434400/Chinese-earthquake-may-have-been-man-made-say-scientists.html

⁴ www.spiegel.de/wissenschaft/natur/china-stauseen-sollen-erdbeben-in-sichuan-verursacht-haben-a-896205.html



Die Ruinen einer Schule wurden als Gedenkstätte erhalten: Die Partei würdigt den heroischen Einsatz beim Aufräumen. Die aus der Landschaft ragenden Gebäude bilden ein apokalyptisches Panorama, ein marmornes Zifferblatt zeigt Datum und Uhrzeit des Bebens



Während allen gerade klar wird, dass uns einige verdammt öde Monate bevorstehen, ohne Konzerte, ohne Theater, ohne Kino, ohne Ausstellungen – ja, ohne irgendeine kulturelle Veranstaltung –, versuchen die Kulturhäuser irgendwie zu retten, was noch zu retten ist. Für viele bleibt nur die Flucht ins Internet. So auch für die Rotondes, die am Wochenende ihren Zeichenwettbewerb *Mol ons een* veranstaltet, der eigentlich als Familienbrunch gedacht war. Junge Illustratoren haben von Samstag bis Sonntag 12 Uhr die Möglichkeit, Werke zu einem bestimmten Thema zu erstellen (das Thema wird erst am Samstag mitgeteilt) und in digitaler Form einzuschicken. In der Jury sitzen Léa Linster, Anne Faber, Gabriel Boisante und Dirk Kessler. Zudem konnten die Rotondes einige bekannte Illustratoren wie Guillaume Long (FR), Annick Sinner, Keong-A Son oder Dirk Kessler (Foto) davon überzeugen, neue Werke für den Wettbewerb zu erstellen und den Prozess digital festzuhalten. (rotondes.lu) ps

Land-Art



Excurrere

Pour préparer des interventions architecturales, pour trouver inspiration et contre-point, l'architecte Philippe Nathan et son équipe du bureau 2001 (voir notre portrait dans le *Land* du 3 août 2018 ; photo : sb) ont pour habitude de faire des excursions. Ils vont voir les maîtres, contempler les paysages, observer les villes, les monuments et les ruines. Invité à réaliser une intervention d'artiste, dans notre série consacrée aux architectes, Nathan propose à nos lecteurs *Excursus* (en page 17), une sorte de *moodboard* ou de carte mentale de choses vues ou vécues. Ce qui prend une toute dimension en période de confinement et en format *broadsheet*. Nathan pose des questions pertinentes autour de l'architecture : Où commence-t-elle ? Comment naissent les relations émouvantes que les utilisateurs peuvent nouer avec des espaces architecturaux ? Plutôt que de créer un artefact esthétique, trop « gentil, docile, consommable » à ses yeux, cet intellectuel qui aime le minimalisme dans sa pratique, propose plutôt, avec sa page, de « porter un regard émerveillé à l'exceptionnel autant qu'un regard sensible et curieux à l'anodin, au banal et au vernaculaire ». Avec son « roman photo », il ouvre une fenêtre sur le monde pour tous ceux qui ne voient actuellement que leurs quatre murs. jh

Arts plastiques

Tina peint, Tina enfin !

Alors que la biennale d'architecture de Venise de cette année est au mieux écourtée, au pire annulée à cause de la crise sanitaire du coronavirus, les travaux pour la biennale d'art contemporain de 2021 continuent normalement en coulisses. Ce mardi, le Mudam, organisateur du pavillon luxembourgeois à la Sale d'Armi à l'Arsenale, a publié son choix : le jury présidé par la directrice du musée Suzanne Cotter a retenu le projet de Tina Gillen parmi les 19 dossiers soumis. *Faraway So Close* a convaincu le jury par sa force de conviction, explique le communiqué du Mudam. Gillen (*1972 ; photo : Martin Linster), qui vit et travaille à Bruxelles et enseigne à l'Académie d'Anvers, est à mille lieues des modes du métabla actuel. Son truc, c'est peindre. Ses tableaux, d'apparence presque zen, sont toujours le fruit d'un long processus de réflexion, qui pousse le figuratif à la lisière de l'abstraction et questionne notre rapport à la nature et à l'architecture. Sa sélection est plus que méritée (de mai à novembre 2021). jh



Musiques



Behind the scenes

Wie entsteht eigentlich ein *Lockdown*-Video mit 36 Orchestermusikern? Ganz einfach. Die Videoproduzentin der Philharmonie Sophie Delhaye (Foto) hat etwa für Maurice Ravels *Boléro* ein Tempo von 75 Bpm (beats per minute) vorgegeben. Die Musiker haben per Klick ihre *Parts* mit der Videofunktion des Smartphone bei ihnen zuhause aufgenommen und anschließend per Mail an Sophie Delhaye geschickt. Und die Produzentin musste dann nur noch alle Spuren mit der Software *Adobe Premiere* übereinanderlegen und abmischen – fertig ist der virale Hit. Was in der Praxis einfach klingt, erfordert jedoch eine Menge Gefühl für Feinjustierung und Geduld. „Ich habe wohl eine Woche nur am *Boléro*-Video gesessen“, so Delhaye, die jedoch Unterstützung erhielt von Media Managerin Saskia Müller-Bastian. Dennoch sollen weitere Videos folgen (unter anderem aus der Oper *Carmen* von Georges Bizet), die alle auf der Facebook-Seite des OPL zu sehen sein werden. ps

Musiques

Neuer Chef im Schlachthaus

René Penning wird ab dem 1. Mai neuer Direktor der Kulturfabrik in Esch. Penning arbeitet seit 13 Jahren bei der Escher Kulturinstitution (als Musikalischer Programmchef und Finanzdirektor) und gilt als ausgewiesener Szene- und Musikkenner. Penning hatte sich die Leitung der Kufa bereits zuvor mit Serge Basso geteilt, der Ende des Jahres zurücktreten wird. Mit Michel Clees, Präsident des Kufa-Vereins, sowie Vizepräsident Christian Kmiotek und Mitglied Guy Dockendorf haben zudem drei Mitglieder des Verwaltungsrats angekündigt, ihre Posten bei der nächsten Generalversammlung zur Verfügung zu stellen. ps



King of R'n'B

Edsun (Foto: SB) hat wieder zugeschlagen: der begnadete R'n'B-Musiker und Tänzer aus Luxemburg hat mit *Outtaspaceloverboy* einen neuen Song veröffentlicht. Ein *Groover* mit Ohrwurm-Potential. ps

Musiques



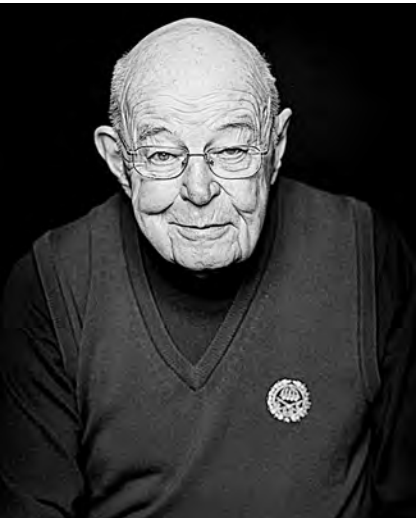
Pan sur le bec

C'est désespérant. Déjà que le Pal (paysage audiovisuel luxembourgeois), après la frénésie de la libéralisation des années 1990, a rétréci comme peau de chagrin ces dernières années. Mais en plus, dans cette offre limitée, les programmations musicales des deux radios pour public adulte, *RTL Radio Lëtzebuerg* et *Radio 100,7*, se ressemblent de plus en plus. Sur tout en temps de confinement, il ne semble y avoir qu'un seul mot d'ordre : divertissez-vous, merde ! Les choix musicaux aussi retrécissent : Marc Forster pour la première et Dire Straits pour la seconde. Alors on cherche les niches, les programmations des excellents Yves Stephany, Mike Tock ou Jamie Reiland. Et, jusqu'à dimanche dernier, le cultissime *Early Bird* de Tom Dockal (photo de 2015 : pg), un voyage musical expérimental dont raffolaient tous les lève-tôts dominicaux (de 8 à 9 heures) – et ceux qui écoutaient sur internet plus tard. Quel ne fut donc pas la surprise d'entendre, dimanche dernier, la voix de Fred Medernach (revenu de sa retraite bien méritée pour l'occasion) et son choix de titres nostalgiques. Cela s'appelle « Aachtchen : de musikalesche Croissant » et remplace *Early Bird*, la radio s'étant séparée de Dockal. Il pourrait rebondir ailleurs prochainement. jh

Luxemburgensia

Mit letzter Tinte

Jean Hamilius (Foto: Heiko Riemann) gehört zweifellos zu den prägenden Gestalten der Geschichte Luxemburgs im 20. Jahrhundert. Als junger Koléisch-Schüler und Pfadfinder erlebte er die Jahre unter NS-Besatzung, war ein begnadeter Staffelläufer mit Olympiateilnahme, legte die Grundsteine für Luxemburgs Aufstieg zum Finanzparadies und war DP-Minister. Diese Erfolgsgeschichte erzählte der Sohn aus privilegiertem Haus in seiner Biografie *Luxemburg im Wandel der Zeiten*, die bereits 2014 erschien. Nun hat er ein weiteres Werk veröffentlicht (*Au fil des années*. Binsfeld, 240 Seiten, 24 Euro). Es handelt sich um ein Sammelwerk von Kommentaren und Analysen, die er auf seinem Blog zwischen 2015 und 2019 veröffentlichte. Böse Zungen werden sagen, dass hier ein alter Mann bedeutungsringend seinen Senf zu Gott und der Welt abgibt. Diejenigen, die ihm gegenüber positiver gesinnt sind, werden sagen, dass hier ein Mann mit harten Bandagen bis ins hohe Alter versucht, sich an öffentlichen Debatten zu beteiligen. An Ihnen, zu entscheiden. ps



Bande dessinée

Autofiction drolatique

Pablo Chimienti

On est encore dans la page de garde de cette *Thérapie de groupe* qu'une vignette se présente au lecteur. On y voit deux types en costume-cravate. « Et vous faites quoi pour les vacances ? », demande l'un. « On a prévu d'assassiner les enfants », lui répond l'autre. D'entrée le lecteur est plongé dans l'ambiance décalée, absurde, noire mais toujours drôle du nouvel album de Manu Larcenet.

La page de titre passé, le récit de cette *Thérapie de groupe* peut commencer. Pendant une nuit d'orage, dans une maison isolée à la campagne, une lumière reste allumée. Dedans un auteur de BD s'énervé devant sa planche à dessin. « Je suis un peu tendu,



« L'artiste fini est voué à vivre au fond du fossé » – planche extraite de l'album

en ce moment... », dit une voix-off. C'est parce que je suis un artiste fini ». « Attention, je n'ai pas toujours été un artiste fini ! (...) Vous m'auriez vu il y a à peine quelques années... » On tourne la page. On y découvre sur une planche entière des extraits de journaux à la gloire de Jean-Eudes Cageot-Goujon, connu sous le pseudonyme populaire de Manu Larcenet. Joli contrepied pour cette autofiction drolatique.

« Expo Larcenet – Caravage, pas trop tôt » peut-on lire dans la titraile d'un article. « Les 5 plus grandes fortunes de France – Manu Larcenet explose Bettencourt », « Larcenet – « Je continuerai de payer mes impôts en France » Le pays respire ! », « Larcenet – Prix Nobel de Littérature » ou encore « Larcenet/Bouba è Le Clash ». Du beau gros ego-trip à la sauce Larcenet, sans une once de sérieux, comme l'auteur l'avait déjà fait dans *Le Retour à la terre*, en collaboration avec Jean-Yves Ferri.

Pour cette *Thérapie de groupe*, l'auteur du *Combat ordinaire* ou du *Rapport de Bro-deck*, a tout fait tout seul, et si l'humour reste caustique, un sent là une plus grande profondeur que dans sa série cosignée avec Ferri. Larssinet – le nom de son alter-ego dans *Le Retour à la terre* –, laisse ici sa place à Jean-Eudes, et le frère personnage d'alors est remplacé par un homme à la corpulence proche de celle de Polza Mancini, le personnage principal de sa série *Blast*. Gros nez typique de la BD humoristique franco-belge en plus !

Jean-Eudes a bien du mal à répondre honnêtement à la question : « d'où vous viennent toutes ces idées ? ». « C'est stupide (...) les idées ne me « viennent » pas ! (...) ce serait trop facile ! En vrai, les idées, il faut que j'aille les chercher loin en moi ! » Et là, tout ce qu'il trouve en lui est, certes « conceptuel », « hors des codes du récit traditionnel », décalé, mais indigne de son niveau. Et si certains pourraient se contenter des *Aventures au bureau* de Jean-Jacques & Bruno, les deux gars en costume-cravate de la page de garde et en faire un coup marketing, lui, il refuse catégoriquement ! Du coup, tout ce qu'il dessine, finit invariablement en pluie de minuscules confettis. « Le vrai problème, c'est ma finitude, note l'artiste.

La dernière idée à mourir de rire d'un Manu Larcenet en pleine finitude

Plus de désir, plus d'exaltation, plus d'envie, plus d'espoir (...) Ne reste que le tourbillon terrifiant de la sécheresse intellectuelle ».

Oui, Larcenet fait rire, aime la vanne, mais il possède aussi une sacrée belle plume ! Et il l'utilise à bon escient tout au long des voyages initiatiques que son alter-ego de fiction va faire, « encore ! », note son fils Pepito-Wolfgang, avec une nonchalance due à l'habitude. Exemple d'autodérision et d'humour grinçant, cette *Thérapie de groupe* est en même temps un album d'une rare érudition. L'auteur en appelant à Nietzsche – que l'auteur avoue mal connaître car il est « nul el maths », mais semble désormais décidé à lire « ses bédés » –, Raphaël – et sa célèbre Madonne au Piou-piou –, Léonard de Vinci ou encore Cézanne.

Le récit est alambiqué comme peut l'être la raison humaine, mais l'auteur ne perd jamais le fil, preuve d'une grande maîtrise de la narration. Et le niveau graphique est du même acabit. Entre le récit de Jean-Eudes, celui de Jean-Jacques & Bruno, froid aux aplats de couleurs ; celui de Raphaël aux muses évanescences, celui de Léonard « aux accords chromatiques (qui) ne sont pas sans rappeler la fameuse « tonalité ardente » des peintres hollandais du XVII^e siècle » – comme le fait remarquer la fille de la famille Cageot-Goujon, Lilith-Glooa-rasatan –, sans oublier quelques cases manga ou comics... Larcenet joue avec les styles graphiques avec génie. Du coup, avec son récit profond, ses textes de qualité, son style visuel changeant et de l'humour à foison, ce premier tome de *Thérapie de groupe*, *L'étoile qui danse*, offre un grand plaisir de lecture.

Manu Larcenet : *Thérapie de groupe*, T1, *L'étoile qui danse* ; Dargaud, 2020 ; 56 pages, 15 euros ; ISBN : 978-2205-08404-7

Kino

Social distancing mit Stil

Marc Trappendreher

Stillstand auf den Straßen, leere Wohnviertel, die Auflösung des Menschen in seiner Umwelt, eine gesteigerte Wahrnehmung für die Objektwelt: Vieles von dem was wir momentan alltäglich als die unmittelbaren Folgen des *social distancing* wahrnehmen, ruft einem gerne filmische Bilder ins Bewusstsein. Pandemie-Szenarien gehören da etwa zum Standardrepertoire von Hollywoodfilmen, wo gerne externe Faktoren die Katastrophe heraufbeschwören. Blickt man indes näher auf die Filmgeschichte, so kann man mit einiger Sicherheit behaupten, dass wohl kaum ein anderer Filmemacher den Prozess des *social distancing* eindringlicher in einer Bildsprache erfasst hat, als der italienische Regisseur Michelangelo Antonioni (1912-2007).

In Antonionis Filmen ist kein Virus ausgebrochen. Die Welt, die er in *L'avventura* (1960), *La notte* (1961), *L'eclisse* (1962) zeichnet, leidet vielmehr unter der „Krankheit der Gefühle“ – eine etwas sperrige Bezeichnung, die man mit dem Terminus „Entfremdung“ sehr viel genauer trifft: eine Art emotionale „Störung“, eine Leere, ein Sich-fremd-geworden-sein. Seine Filme beobachten kritisch wie feinfühlig die sich zunehmend beschleunigende Gesellschaft in Norditalien zu Zeiten des Wirtschaftswunders. Aus diesem Grund entstammen seine Filmfiguren auch gerne der Oberschicht, sie sind frei von materiellen Ängsten und kennen trotz allen ökonomischen Wohlstands keine anderen Sorgen als die eigene Erfahrung der emotionalen und sozialen Distanzierung.

Einen Filmtitel von Antonioni aufgreifend, wurde dieser Zustand von der Kritik aber als Anklage gegen die Entfremdung, ja als „Schrei“ (*Il Grido* 1957) aufgenommen: Seine Filme stellen die Negativität der Modernität aus. Gegenüber seines Regiekolle-

Wohl kaum ein anderer Filmemacher hat den Prozess des „social distancing“ eindringlicher befragt und in einer schöneren Bildsprache erfasst als Michelangelo Antonioni

gen Jean-Luc Godard hat Antonioni Stellung bezogen: „Es ist zu simpel, wie viele es getan haben, zu sagen, dass ich diese unmenschliche, industrialisierte Welt anklage, wo das Individuum überfahren und in die Neurose getrieben wird. (...) Ich lege Wert darauf zu unterstreichen, dass es nicht die Umwelt ist, die die Krise entstehen lässt: sie bringt sie lediglich zum Ausdruck. (...) Ich glaube hingegen, dass wir, sind wir einmal den neuen Techniken dieses Lebens angepasst, vielleicht neue Lösungen für unsere Probleme finden werden.“

Dafür hat Antonioni freilich eine neue Bildsprache gefunden: Gerne benutzt er Panoramaeinstellungen, in denen er das Individuum gegen die kalt wirkende modernistische Architektur urbaner Milieus stellt. Ferner sind es desolate Landschaften, die als externe Visualisierungsmittel der inneren Emotionslagen dienen: eine karge Insel in *L'avventura*, ein leerer Park am Ende von *La notte* oder noch das über-



Ein leerer Park am Ende von *La notte*

wiegend leer stehende EUR-Viertel in *L'eclisse*. Und in alledem bewegt sich fast apathisch seine Muse Monica Vitti, die so zu einer prominenten Schauspielerin, einem Star, des italienischen Kinos wurde. Mit der Anordnung der Figuren im Raum, den Blicken entlang der Kamera hat er modernistische Bildformeln gefunden, die dieses undefinierbare Kommunikationsproblem rein filmisch ausdrücken. Bedeutungsvoll werden so die Sprachpausen, in denen sich ein Gefühl einen verbalsprachlichen Ausdruck verschaffen möchte, angesichts der Komplexität der Empfindungen aber nicht realisierbar ist.

Wenn Antonionis Filmtrilogie Anfang der Sechzigerjahre aber als Paradigmenwechsel in der Filmgeschichte stehen darf, dann doch wohl auch und in

besonderer Weise für den innovativen Modernitätsschub in der Erzählweise: Das klassische, kausalogische Erzählprinzip wird zugunsten der „offenen Form“ aufgehoben. Die logische Verknüpfung von Ursache-und-Wirkung löst sich auf, an die Stelle tritt die Kontingenz – Filmwissenschaftler Seymour Chatman spricht dafür treffend von der „Entdramatisierung“ der Handlung. Das emotionale Vakuum wird folglich auch bedeutsam in den narrativen Leerstellen, bei Antonioni kommt es zu einer „Aus-schöpfung der toten Zeit“, wie Film-Philosoph Gilles Deleuze es einmal formulierte.

Eine Differenzierung ist notwendig: Tote Zeit ist bei Antonioni freilich von vitaler Bedeutung, sind es doch ebendiese Momente des Stillstands, in-

dem sich sein zentrales Thema in den Vordergrund schiebt: Erfahrbare weniger über den Intellekt als über eine emotionale Gestimmtheit, drückt sich das Gefühl radikalster Entfremdung erst allmählich über diese narrativ-losgelösten Bilder aus. In all dieser Gefühlsverwirrung und wirtschaftlicher Prosperität beobachten wir in letzter Konsequenz gleichsam den „Verlust“ der Protagonisten, die Auflösung des modernen Subjekts (das ist hier mitunter ganz wörtlich zu nehmen) – in diesem extremen Bruch mit traditionellen Regeln klassischer Dramaturgie überforderte er zwar sein Publikum (bei der Film Premiere von *L'avventura* in Cannes verließen Zuschauer unter Protest den Saal) doch findet darin die Entfremdung ihren radikalsten Ausdruck.

Noch bis heute ist die Schlusszene von *L'eclisse* wohl der beunruhigendste Austritt aus einer diegetischen Welt. Antonionis Kunst wird deshalb gerne verglichen mit Giorgio de Chirico oder Giorgio Morandi, mit Marcel Proust, mit dem französischen Existenzialismus von Jean Paul Sartre und Albert Camus. Egal wie man Antonionis Schaffen auch betrachten mag, seine Modernität und seine Bedeutung für den Film sind unumstritten.

Bibliografie:

Antonioni, Michelangelo [1961]: „Die Krankheit der Gefühle“, in: Theodor Kotulla (Hrsg.): *Der Film, Manifeste-Gespräche* – Dokumente, Bd. 2, München, 1964.

Michelangelo Antonioni im Gespräch mit Jean-Luc Godard, in: Peter W. Jansen; Wolfram Schütte (Hrsg.): *Michelangelo Antonioni*, München, 1984.

Chatman, Seymour: *Antonioni, or The Surface of The World*, University of California Press, 1985.

Gilles Deleuze: *Das Zeit-Bild*. Kino 2, Frankfurt am Main, 1991.

Les livres des Editions d'Lëtzebuerger Land
En vente en librairie et sur www.land.lu





Maux dits d’Yvan

Le masque et la personne

« In der Maske ist sowohl die gemeine Lüge wie die eigentliche Wahrheit. (...) Wir wollen zur Maske beten als unserer letzten Gottheit und Erlöserin. » Friedrich Nietzsche

Faisant fi de toutes les précautions morales et hygiénistes, l’avocat de l’Union des propriétaires, au patronyme martial et donc prémonitoire, a tombé le masque. Par son geste comme par sa déclaration, il nous a opportunément rappelé que le masque sert autant à masquer qu’à démasquer. Cette anecdote ou plutôt ce symptôme nous apprend qu’en temps de crise les grands discours masquent souvent les petites compromissions. Les acteurs grecs et romains portaient le masque pour cacher leur visage, mais aussi pour porter plus haut leur voix et révéler ainsi les passions humaines, tant avouées qu’inavouées. Le masque rendait possible la catharsis par laquelle le spectateur, en assistant au dénouement du spectacle, se purgeait de ses propres passions et peines.

Ce masque, dans les arènes romaines, se nommait *persona*. Il personnifiait littéralement le personnage que l’acteur justement n’incarnait pas, mais interprétait. La personne n’est donc pas celle qu’on croit. Et depuis Freud nous savons que la personne que nous interprétons tous les jours n’est pas celle que nous croyons. Winnicott a pu parler de *faux self* et Berg-

Et si le masque, tout en cachant le visage et en retenant le souffle, le pneuma, donc l’âme comme l’entendent les Stoïciens, révélait in fine la vraie personne ?

man a tiré de cette problématique un de ses films les plus énigmatiques. Dans tous les sens du terme, il y a donc personne dans la rue, et aucun flic ne pourra verbaliser les personnes masquées dont nous savons maintenant que c’est un pléonasme. Dans nos braves pandores il y a donc un peu de Polyphème, le cyclope borgne (encore un pléonasme) qui ne pouvait pas se venger du rusé Ulysse qui fit s’appeler, comme Homère nous l’apprend,... personne. Et qui s’avisera aujourd’hui à interdire le voile aux musulmanes ? Auraient-elles été à la pointe du progrès hygiéniste ?

Les autorités nous enjoignent donc de ne plus avancer dehors que masqués. Il faut donc s’isoler pour approcher l’autre, et encore à une distance d’au moins deux mètres. En linguistique on appelle cela un oxymore et en psychologie cela s’apparente au double lien, ce fameux *double bind* popularisé par l’École de Palo Alto. Macron en a livré une parfaite illustration l’autre jour en disant à ses « chers compatriotes » d’aller voter et de rester « en même temps » confinés à la maison.

Et si le masque, tout en cachant le visage et en retenant le souffle, le pneuma, donc l’âme comme l’entendent les Stoïciens, révélait in fine la vraie personne ? Dissimulés derrière notre masque, confinés dans nos quatre murs, nous osons consciemment et révélons inconsciemment notre personnalité connue et inconnue. Et nous nous rendons compte que la solidarité côtoie l’avilissement, la grandeur la petitesse, la générosité l’égoïsme, j’en passe et des meilleurs et des pires. Tous les jours, nous éprouvons une « Verwirrung der Gefühle », pour parler avec Stefan Zweig : des jours sans et des jours quand, les promesses de l’aurore et la mélancolie du crépuscule, des matins qui chantent et des lendemains qui déchangent, la fièvre du midi et le cauchemar de la nuit. Nous sommes simultanément, sans nous contredire, soignants et soignés, maîtres et esclaves, bien portant



La vraie personne, son masque et son double – ici : le docteur Jean-Claude Schmit, directeur de la Santé

et contagieux, et nous passons de l’ennui d’être enfermés à l’exaltation d’être en vacances. Nous sommes angoissés d’être livrés à nous-mêmes et euphoriques d’être enfin seul, et ce que nous découvrons avec effroi, nous le recouvrons avec hypocrisie. Bref, nous nous surprenons tous à être bipolaires, voire multipolaires, ce qui devrait rendre les psys plus humbles à poser ce diagnostic à tort et à travers.

Tous ces comportements et affects pas si nouveaux que nous feignons de découvrir sont le terreau du kaléidoscope des conduites et émotions qui se font jour pendant cette crise du Covid-19. Ne nous étonnons donc pas que cette crise met à jour des comportements qui ne sont pas contradictoires, mais complémentaires, et qui se nomment égoïsme et solidarité, pitié et *Schadenfreude*, délation et sollicitude, dévouement et recherche de menus profits, transgression et appel au gendarme, j’en passe et des meilleurs et des pires. N’oublions pas enfin qu’en période de carnaval, justement, le masque autorise la transgression et que l’habit d’Arléquin lui permet de dire des vérités que les autres ne peuvent ni dire, ni ne veulent entendre.

Et ce n’est pas le moindre paradoxe qu’au moment où nous jouons tous à la fois la tragédie et la comédie les scènes de théâtre restent closes. Yvan

Binge-watching

Sylvestre élégie



La vie est partout : à travers les jeux malicieux des enfants dans la forêt, dans les dimanches et ses repas de famille bien arrosés...

Loïc Millot

Étrangement, peu de films ont abordé la Première Guerre mondiale, au cours de laquelle les avancées techniques relatives aux révolutions industrielles ont ravagé les gueules humaines. Pluie d’obus, tirs en rafale de mitrailleuse ont dévasté paysans et paysages, si bien que Picasso voyait dans les horreurs du conflit une grande toile cubiste, mettant en rapport l’explosion de la perspective caractéristique de ce mouvement avec le morcellement des cadavres découverts au front... L’une des rares fictions s’étant confrontée à la Grande Guerre est due, paradoxalement, à un cinéaste américain. Dans *Paths of glory* (*Les Sentiers de la Gloire*), Stanley Kubrick et Kirk Douglas reconstituaient l’enfer de Verdun, ses offensives désespérées vers l’ennemi, ses replis misérables et anxieux dans les tranchées, sans oublier les relations houleuses entre soldats et la hiérarchie militaire qui conduiront logiquement à de courageuses mutineries. Ce qui vaudra évidemment à Kubrick les foudres de la censure. Réalisé en 1957, quand perdurait ce qui ne s’appelait pas encore la Guerre d’Algérie, le film ne sortira sur les écrans français qu’en 1975.

Il est une œuvre singulière et méconnue de la filmographie de Maurice Pialat, souvent négligée des exégètes de l’artiste (peut-être par snobisme envers

les réalisations télévisuelles ?), qui s’intitule *La maison des bois* (1971). On doit ce feuilleton de sept épisodes (on ne parlait pas encore de « série ») dont l’histoire se déroule pendant la Première Guerre mondiale à Yves Jaigu, alors responsable des co-productions à l’ORTF. Celui-ci sera aussi à l’initiative de certaines contributions de Roberto Rossellini et de Jean Renoir pour la télévision. De façon relativement inédite à l’époque, la RAI et la société de production Lumière et Son seront associées au projet. Sous le titre *La Casa nel bosco*, *La Maison des bois* connaîtra donc une diffusion italienne.

Maurice Pialat vient tout juste de terminer *L’Enfance nue* (1969), réussite indéniable qui lui vaudra le prix Jean-Vigo, quand il entame cette entreprise au long cours. Mais au lieu d’adopter le point de vue sensationnaliste des combats, à la façon de Kubrick, Pialat prend le parti de la tendresse et de la vie quotidienne qui continue à l’arrière-front. Comment vivent celles et ceux qui ne sont pas en première ligne – enfants, femmes, aïeux et pères de famille restés au village ? Dès le générique du premier épisode, l’œil, troublé par ce qu’il peine à identifier, hésite : image fixe ou image mouvante ? Et quel médium est ici utilisé : sommes-nous devant une carte postale, un tableau de Millet,

ou une prise de vue cinématographique dont la lisibilité est compromise par le grain de l’image ? Une musique s’élève simultanément. Trois beaux oiseaux de paradis, composée par Maurice Ravel au début de la guerre. Se diffuse alors une impression d’éternité soutenue par le chœur, la durée du plan et un paysage rural dépourvu de toute contamination moderne.

Un homme en uniforme bleu de soldat passe à travers champ, en même temps que l’on assiste au lever du jour. En ces temps obscurs, il est beau qu’une lueur solaire vienne ainsi redoubler l’ouverture du film. L’homme pénètre ensuite les rues du village, puis s’arrête devant la porte de l’école communale. Une femme sort et l’accueille. Solennelles retrouvailles. On ne peut entendre les mots murmurés qui s’échangent au cours de cette étreinte chaleureuse et recueillie, et c’est très bien ainsi. C’est le retour au pays natal de l’instituteur venu saluer au passage les enfants de sa classe. Celui qui l’a remplacé durant son absence se nomme Maurice Pialat, qui se montre toujours d’une sévérité aimante envers ces petits angelots.

Les institutions, en temps de guerre, structurent, réconfortent, ont une présence rassurante pour la

Si, pour *La Maison des bois*, Maurice Pialat se plaît à filmer cette France humblement provinciale, c’est parce qu’elle ressemble à la peinture qu’il aime

population. Et si elles ne sont point parfaites, elles nous deviennent sympathiques par la manière douce avec laquelle les hommes les mettent en application. Avec l’instituteur, les figures principales et hautes en couleur sont le curé, le garde-chasse, le facteur, le marquis, les gendarmes, le bistrotier... Avec dignité, ils se présentent à nous avec leurs qualités humaines et leurs défauts que l’on sait pardonnables : en cachette, l’assistant du curé siffle le vin de messe avec la complicité des enfants de chœur ; le tenancier du café, malgré ses manières un peu brutales, paie régulièrement des tournées de vin à ses clients. Les enterrements mobilisent tout le village, comme dans un tableau de Courbet. Tel est le portrait sentimental que Pialat, en peintre, dresse de la France rurale. Un portrait d’avant la culture de masse américaine,

dont l’intrusion sera décriée par les fascistes et par les communistes français. Un portrait orné d’expressions fleuries bien connues de nos grands-parents, du « Foutez-moi le camp ! » aux « Alors les mouffets, ça biche ? » lancés aux enfants, véritables protagonistes de cette mini-série. Si Pialat se plaît à filmer cette France humblement provinciale, c’est moins par conservatisme politique que parce qu’elle ressemble à la peinture qu’il aime. Celle de Courbet, Renoir et Van Gogh.

De façon plus informelle, la vie est partout : à travers les jeux malicieux des enfants dans la forêt, dans les dimanches et ses repas de famille bien arrosés, parmi les déjeuners sur l’herbe que l’on s’accorde au bord de l’eau, là où voguent les canotiers. Curieux sentiment de paix et de joie en ces temps belliqueux, s’il n’était ponctué de morts, de blessés et d’adieux déchirants sur le quai d’une gare. Autant d’aspects conviviaux et champêtres dont les avatars seront à retrouver dans *Loulou* (1980), *Sous le soleil de Satan* (1987) ou *Van Gogh* (1991). Ce sera le tournage le plus heureux de Pialat, si souvent présenté comme un metteur en scène colérique. *La Maison des bois* sera aussi son film préféré, comme il aimait le confier au terme de sa vie.

Les sept épisodes de *La Maison des bois* (1971), avec Pierre Doris, Jacqueline Dufranne, Agathe Natanson, Hervé Lévy, sont disponibles gratuitement sur le site internet d’Arte jusqu’au 13 mai.

d’Lëtzebuurger Land

Fondé en 1954 par Carlo Hemmer, édité par Leo Kinsch de 1958 à 1983

Hebdomadaire politique, économique et culturel indépendant paraissant le vendredi. Publié par les Éditions d’Letzeburger Land s.à r.l., R.C. B 19029, N° TVA LU 12 12 40 22. La reproduction des articles et illustrations est interdite sans l’accord écrit de l’éditeur. **Rédactrice en chef** Josée Hansen (48 57 57-26; jhansen@land.lu), **Rédaction** Peter Feist (48 57 57-24; pfeist@land.lu), Ines Kurschat (48 57 57-28; ikurschat@land.lu), Pol Schock (48 57 57-35; pschock@land.lu), Pierre Sorlut (48 57 57-20; psorlut@land.lu), Bernard Thomas (48 57 57-30; bthomas@land.lu) **Photos** Sven Becker (48 57 57-36; sbecker@land.lu) **Gérant et mise-en-page** Pierre Greiveldinger (48 57 57-34; pgreiveldinger@land.lu) **Administration et publicité** Zoubida Belgacem (48 57 57-32; zbelgacem@land.lu) **Édition et rédaction** 59, rue Glesener L-1631 Luxembourg **Courrier** Boîte postale 2083, L-1020 Luxembourg **Téléphone** 48 57 57-1 **Fax** 49 63 09 **E-mail** land@land.lu **Internet** www.land.lu **Twitter** @Letzland **Facebook** d’Lëtzebuurger Land **Instagram** letzebuurger_land **Impression offset** Imprimerie Saint-Paul **Prix par numéro** 4,00 € **Abonnement annuel** 140,00 € **Abonnement étudiant/e** 75,00 € **Comptes en banque** CCPLLULL : IBAN LU59 1111 0000 5656 0000, BILLULL : IBAN LU29 0027 1003 6990 0000, BGLULL : IBAN LU32 0030 0431 7039 0000, BCEELULL : IBAN LU30 0019 1000 2939 1000, CELLULL : IBAN LU71 0141 7162 5000 0000, BLUXULL : IBAN LU59 0080 0484 9600 1003

Verlagswesen

Die Zukunft des Buches

Claire Schmartz

Die Mediengruppe *Saint-Paul Luxembourg* ist in den Bereichen ihrer Publikationen Marktführer: unter den Tageszeitungen steht das *Luxemburger Wort* mit 151 000 LeserInnen, unter den Wochenmagazinen *Télécran* mit 72 800 LeserInnen an erster Stelle (TNS-Ilres Plurimedia, 2019 II). SPL hat sich allerdings Anfang 2020 aus dem aktiven Buchverlagsgeschäft zurückgezogen, um sich fortan auf rein journalistische Medien zu konzentrieren. Die Aktivitäten rund um das Buchverlagsgeschäft, bislang *Editions Saint-Paul*, haben *Schortgen Editions* übernommen.

Was sagt das über die Stabilität oder Beschaffenheit des luxemburgischen Buchmarkts und seiner Verleger und Verlagshäuser aus? Zeigt sich hier nicht auch die Kalkulation der großen Medienhäuser, in denen das Format Buch oft den Kürzeren zieht, mit geringerer Fluktuation und hart zu erarbeitender Rentabilität? Der Blick auf den deutschen Buchmarkt erscheint lohnenswert, wo Verlags- und Mediengruppen schon länger Verlagsprogramme (an)leiten.

Marktkonzentration 2017 zählt Deutschland mehr als 2 000 Verlage. Sie verteilen sich über das gesamte Territorium, sind ansässig in Stuttgart, Hamburg, Köln und Frankfurt oder Leipzig, Heimatstädte der deutschen Buchmessen. Berlin zeichnet sich mit 146 Verlagshäusern, darunter vielen jüngeren, als Hauptstadt der deutschen Verlagswelt aus, neben München (wo etwa *Random House* oder *C. H. Beck* zu finden sind). Diese Vielfalt lässt sich allerdings hinter den Kulissen auf einige wenige Namen zurückführen. Infolge einer starken Konzentration durch Übernahmen dominieren einige wenige Player den Markt: *Bertelsmann* (mit seinen 45 Imprints und über 2 500 jährlichen Publikationen), *Bonnier* (vereint z. B. *Carlsen*, den deutschen Harry-Potter-Heimatverlag; *Piper*, *Ullstein*) und *Holtzbrink* (u. a. *Kiepenheuer & Witsch*, *Droemer Knauer* mit seinen 14 Imprints, *Fischer* und *Rowohlt*). *Bertelsmann* und *Springer Nature* rangieren unter den zehn weltgrößten Verlagsgruppen.

2018 wurden in Deutschland 71 500 neue Titel veröffentlicht, davon 10 000 Neuauflagen. Von derartigen Zahlen mag einem im Rückblick auf den luxemburgischen Buchmarkt schwindelig werden, wo seit jeher gilt: Weniger ist mehr. Und wo scharf kalkuliert wird; wobei sich feststellen lässt, dass die Zahl der Buchpublikationen in den letzten Jahren in Luxemburg dazugewinnt, mit einem wachsenden Anteil und Bedeutung von Luxemburgensia. In Deutschland hingegen wurden 2018 1,3% weniger veröffentlicht als im Vorjahr, auch die Erstauflagenzahlen sind gesunken. Unter den Neuerscheinungen dominieren Belletristik und Literatur, an zweiter Stelle folgen Jugend- und Kinderbücher, danach Schulbücher. Viele Genres gleichzeitig zu bedienen und ein derartiges Quantum als Publikationen zu gewährleisten, erfordert eine große, effiziente Verlagsmaschinerie. Damit diese auch mit Liebe zu den Publikationen und zum Detail walten kann, braucht es Zeit – und Personal: Die Zahl der festangestellten VerlagsmitarbeiterInnen baut sich hingegen seit dem vergangenen Jahrzehnt konstant weiter ab.

Sprachen Ein weiterer Unterschied zeichnet sich in den Sprachen der Publikationen ab: In Deutschland werden in den letzten Jahren weitaus weniger mehr- oder fremdsprachige Titel publiziert. In Luxemburg wird viel- und mehrsprachig publiziert, innerhalb der verschiedenen Verlagshäuser und auch in den verschiedenen Genres, von Literatur, Kinder- und Jugendbüchern zu Schulbüchern. Dabei scheinen die mehrsprachigen Publikationen vor allem national vertrieben und rezipiert zu werden. Wie auch zum Beispiel in der Schweiz ist die Koexistenz der deutsch- und französischsprachigen Publikationen neben den Giganten im Sprach-Heimatland schwierig. Zugleich bedienen diese, wie u. a. *Bastei Lübbe* oder *Carl Hanser* den Buchmarkt direkt durch Niederlassungen in der Schweiz und in Österreich. In der Schweiz bleiben viele Titel national, werden wenig über die Landesgrenzen hinaus vertreten, aber auch selten über die Sprachgrenzen im Land hinweg übersetzt.

Mehrsprachigkeit ist demnach keine Eigenschaft der deutschen Verlage: Vorwiegend wird das Angebot durch fremdsprachige Importe aus dem anderen Sprachraum stimuliert oder durch Übersetzungen. 2018 waren unter den Neuerscheinungen 13,6% Übersetzungen, die meisten aus dem Englischen, aus dem Französischen und Japanischen; während aus dem Deutschen vorwiegend Comics ins Ausland übersetzt wurden, an zweiter Stelle

2018 wurden in Deutschland 71 500 neue Titel veröffentlicht, davon 10 000 Neuauflagen. Von derartigen Zahlen mag einem im Rückblick auf den luxemburgischen Buchmarkt schwindelig werden

folgten Romane. Die großen Gruppen setzen auf Publikumstitel, zum Teil als der wirtschaftlichen „Notwendigkeit“ der Mischkalkulation: Gute Verkaufszahlen von Publikumstiteln tragen Herzstücke, die sich vielleicht nicht rechnen, z. B. Poesie. Bestsellerlisten sind Verkaufsgaranten, Buchpreise ausschlaggebend für den Absatz. Bestseller rechnen zwischen 500 000 und einer Million verkaufter Exemplare. Von derartigen Zahlen können luxemburgische Verlagshäuser nur träumen.

Preise und Events In Frankreich legen Druckereien Überstunden für die Auflagen der Goncourt- oder Prix-Femina-Gewinner ein, der Deutsche Buchpreis kündigt eine Auflage von rund 300 000 Exemplaren an. 2020 soll ein neuer Sachbuchpreis, analog zum literarischen Deutschen Buchpreis, das Sachbuch des Jahres küren, das sich als Impulsgeber für gesellschaftliche Auseinandersetzungen ausgezeichnet hat – Sachbücher verzeichnen nämlich

gerade einen Zuwachs am deutschen Buchmarkt. Auch hierzulande sind die Literaturpreise trotz schwacher Budgets eigentlich gut aufgestellt – und analog zu den deutschen und französischen Buchmessen werden Veranstaltungen wie die *Walfer Bücherdeeg* organisiert, die mit ihrem Rahmenprogramm zahlreiche LeserInnen anziehen und einen Kontaktpunkt zwischen Buch, AutorInnen und HerausgeberInnen schaffen; Anlass und nicht zu unterschätzender Drehpunkt für Veröffentlichungen.

In einer Studie des Börsenvereins und GfK wurde untersucht, aus welchen Gründen Menschen nicht mehr zu Büchern greifen: Alle „Abwanderer“ gaben dabei als Hauptgrund an, das Lesen in der Hektik des Alltags und neben den Social-Media-Aktivitäten aus dem Blick zu verlieren. An zweiter Stelle folgten mangelnde Kontaktpunkte zwischen Buch und Alltag. Dafür sind Buchmessen, Veranstaltungen wie Lesungen oder Besprechungen in den Medien wichtige Anhaltspunkte, denen entsprechend auch viele Buchhandlungen ihr Angebot umgestaltet haben: Veranstaltungen, innovative Ein- und Ausrichtungen, Cafés oder Lesecken, Wifi und Arbeitsbereiche in Buchhandlungen, die zum Verweilen einladen. Gut geführte, gut sortierte und lokale Buchhandlungen bestechen durch ihr gezieltes und fundiertes Angebot, im Gegensatz zu auf Trends setzenden großen Ketten.

Der hier gebotene Blick auf die wirtschaftsarken Größen soll nicht über die Perlen der unabhängigen Verleger hinwegtäuschen, die wenig, aber umso qualitativer publizieren – und deren Kalkulationen eher denen der verhältnismäßig kleineren luxemburgischen Verlage entsprechen. Der allgemeine Trend der großen Gruppen in Richtung Vermarktbarkeit und Absatz kann nicht als Garant für gute und innovative Literatur gelten. Dafür für rentable Mediengruppen oder Häuser.

Aussicht in Zeiten von Corona Wie sich der Buchmarkt 2020 gestaltet, ist angesichts des gegenwärtigen Ausnahmezustandes nicht abzusehen. Die Leipziger Buchmesse, der Pariser Salon du Livre und die London Book Fair, wichtige Umschlagpunkte für Auslandsrechte und Übersetzungsrechte, wichtige Termine für Begegnungen zwischen LeserInnen und Schaffenden, wurden abgesagt. *Amazon*, Hauptumschlagplatz des E-Commerce, hat angekündigt, Bücher hinter Haushaltsartikel zurückzustellen.

2018 hatten die deutschen Buchhandlungen wieder einen Kundenzuwachs vermerken können, insbesondere unter der jüngeren Generation der 20-29-jährigen. Der Buchhandel war weiterhin der wichtigste Absatzort und machte fast die Hälfte der Verkaufszahlen am Gesamtmarkt aus. Dabei bestritten die kleinen oder mittelgroßen Buchhandlungen über die Hälfte der 6 000 Verkaufsstellen. Jetzt haben viele geschlossen, Bücherauslieferungen und -bestellungen brauchen länger – doch wie lange, bleibt unklar. Vielleicht wird jetzt der Umsatz an Ebooks steigen: *Ullstein* hat z. B. angekündigt, im Frühjahr nur noch Ebooks zu vertreiben. Andere Verlage planen um, verschieben die geplanten Veröffentlichungen in den Herbst oder auf 2021. Vielleicht werden wir aus unserem momentanen Verharren Geduld und Weile ziehen, um auch in Zukunft wieder öfter zu Büchern zu greifen. Vielleicht werden wir endlich die Stapel an leSENSwerten Büchern auslesen, die sich bei uns zuhause angesammelt haben, Wunschlisten schreiben – und sparen. Denn der unabhängige Buchhandel wird uns, wenn sich die Situation wieder beruhigt hat, sicher noch mehr brauchen als zuvor.

Zeit der Experimente Die Bundesländer bieten den kleinen Unternehmen während der Krise finanzielle Soforthilfen, setzen Mietzahlungen aus und reduzieren die Steuern für den Zeitraum der Schließungen. Unerlässliche Hilfen für die Branche – ob diese jedoch ausreichen werden, um die Buchhandlungen und unabhängigen Verlagshäuser längerfristig zu erhalten, bleibt fragwürdig. Doch der Markt sollte weder in Deutschland noch in Luxemburg allein den großen Gruppen überlassen werden.

Wie sich die Verlage in Luxemburg den Herausforderungen stellen werden, ist noch nicht entschieden. In Deutschland sind keine oder kaum Neuveröffentlichungen geplant, die Bestellungen des Buchhandels stagnieren. Dabei haben LeserInnen gerade so viel Zeit wie schon lange nicht mehr. Neue Vertriebswege müssen aufgebaut und gefestigt werden, verschiedene Medien bedient. Die Umbrüche führen dazu, dass Verlage und Buchhandlungen ihre Online-Präsenz verstärken und virtuelle Lesungen oder Podcasts anbieten, sei es auf den hauseigenen Webseiten oder durch Kooperationen mit Theatern oder dem Radio. Es ist die Zeit der Experimente.

Arts plastiques

Figures d'enfermement

En ces temps de confinement, malheur à tels artistes rattrapés de la sorte, dont les expositions ne sont plus accessibles, comme Unica Zürn und Wols, certes reconnus après leur mort, mais eux avaient déjà trop fait l'expérience de l'enfermement durant leur vie. Pour la première, il avait encore été possible d'aller à l'Hôpital Sainte-Anne, et à côté du court de tennis, à droite dès l'entrée rue Cabanis, descendre l'escalier et entrer dans les caves voûtées, deux salles de part et d'autre du poste de gardien(ne) comme naguère dans les salles de cinéma, où se font les expositions du Musée d'art et d'histoire de l'établissement ; on sait, Sainte-Anne avait eu tôt un département d'art psychopathologique, des ateliers d'expression plastique et picturale. Pour Wols, on reviendra sur son exposition au Centre Pompidou, fermée bien sûr elle aussi.

Impossible de séparer dans Unica Zürn la poétesse et la dessinatrice, les deux sont allées, ont avancé de pair à partir des années cinquante. Avant, la jeune femme, née en 1916, à Berlin-Grünwald, issue d'une famille bourgeoise aisée, divorcée assez vite, s'était quand même déjà liée aux milieux artistiques de la capitale allemande, où la rencontre avec le peintre Alexander Camaro l'avait poussée aux premiers dessins ; les premiers textes datent de la même époque, avant la rencontre de Hans Bellmer (né lui en 1902, presque une même génération maudite), et à travers lui, à Paris, des Man Ray, Max Ernst, Arp, Matta, Brauner, plus tard Henri Michaux.

Le lieu est approprié, des caves voûtées à Sainte-Anne (Paris), pour les dessins d'Unica Zürn

L'exposition à Sainte-Anne s'ouvre sur deux portraits faits par Camaro, au crayon, à l'encre, mais ce sont deux photographies de Man Ray qui montrent Unica Zürn dans ce qui peut être sa vérité : belle femme, aux traits énergiques, décidés, le regard porté au loin ou interrogeant la caméra et celui qui plus tard la regardera. À Berlin, dès 1954, elle publia des dessins et des anagrammes (*Hexentexte*), elle les définit comme « des mots et des phrases créés par la redistribution des lettres d'un mot ou d'une phrase donnés », où il ne faut rien retrancher ni ajouter. Un travail donc qui défait, refait, pour gagner quel texte peut-être à rapprocher de l'écriture automatique surréaliste, mais chez elle rien ne se passe en dehors de la lucidité pour aboutir aux « champs magnétiques » des Breton et Soupault. À rapprocher aussi de ce que Bellmer, dans les années trente, avait fait subir à d'autres corps, désarticulation, recomposition de sa poupée.

Les dessins, la plupart à l'encre sur papier, des fois font penser à un bestiaire, d'une imagination foisonnante, fantastique, mais très vite on repasse du côté de l'humain, les traits étant tels que rien n'est jamais figé ; il y a la finesse, il y a d'autre part un débordement, un élan, une dynamique. Des formes se dégagent les unes des autres, se juxtaposent, s'accumulent, et des visages, des corps, plus rarement des paysages, surgissent, ou se laissent seulement deviner, comme à travers la brume d'un songe malgré l'extrême précision. Au bout, une sorte de floraison à laquelle il n'est sans doute pas faux d'attribuer un caractère vénéneux.

Zürn a connu un premier internement à Berlin, en 1960. Le début d'une suite d'enfermements qui toutefois n'ont jamais arrêté son activité artistique, même si tel dessin n'est dédié à l'un des docteurs que « pour changer contre 5 cigarettes ». C'était en 1961, où elle fut admise à Sainte-Anne justement, après une crise où elle avait détruit une partie de ses dessins. Elle en sort en 1963, mais La Rochelle, Neuilly-sur-Marne, le château de la Chesnaie suivront. Le 18 octobre 1970, Unica Zürn a une permission de sortie, se rend chez Bellmer ; le 19, elle saute du sixième étage du 4, rue de la Plaine. Lucien Kayser

Pour plus de détails : musee-mahsa.com/expositions/expositions-actuelles-et-futures/



Claude D. Conter, Ulrike Ostermeyer, Barbara Neuwirth und Samuel Hamen auf der Frankfurter Buchmesse im Oktober 2019

STIL

Une question de bien-être



L'ennemi, dans ce confinement, ça n'est pas un peu nous-même ?



L'objet

D'habitude elle fait plutôt dans la soie et les matières nobles que dans le **tyvek**. Mais à l'heure où l'on songe moins à se faire tailler des costumes et que le personnel médical pleure le manque de matériel en tous genres, Eva Ferranti a voulu se rendre utile (photo : GD). Italienne de nationalité, la situation alarmante dans son pays d'origine l'aura extrêmement sensibilisée. Ainsi, celle qui habille surtout les hommes d'affaires a décidé de mettre ses machines à coudre à disposition du personnel soignant des hôpitaux Robert Schuman. Son défi est de livrer pendant dix semaines des uniformes se composant de charlottes (couvertures capillaires) et de masques pour les médecins aussi bien que les assistants médicaux et autre personnel des cliniques. Chemisettes de protection et pantalons ont fini par se joindre à la demande. Ses dix couturières ont commencé à couvrir une cadence de 250 uniformes par jour, lesquels pourraient se multiplier tout au long des semaines. Le tyvek est aussi utilisé en cas d'incendies et c'est Dupont de Nemours à Contern qui livre la matière première. Cargolux a ramené par ailleurs une machine pour la thermosoudure. Histoire de pouvoir augmenter sa production quotidienne, Eva est à la recherche de petites mains, difficiles à dénicher via l'Adem ou le site *GovJobs.lu*. Un atelier de mille mètres carrés est à dispo à Bascharage pour garantir distances et méthodes de prévention au travail. À l'heure actuelle, le CHL devrait aussi avoir fait demande de livraison. GD

Le service

On ne présente plus Pierre Avon, fromager parmi les plus connus au Grand-Duché, qui a grandi parmi les animaux laitiers de France et a passé toute sa vie professionnelle dans la production de fromages bovins, de chèvres, de brebis, bufflonnes ou autres. Il les connaît tous, les teste, les affine, les vend. Pendant une dizaine d'années chez Kaempff-Kohler, il a ouvert par la suite sa Cave à fromages quartier Gare, pour la relocaliser ensuite quelques mètres plus loin, dans un local plus vaste, où l'on peut, hors confinement, déguster sur place pâtes pressées et matières molles, accompagnées d'une salade et d'un bon pinard assorti. Les chaises ayant été mises sur les tables il y a quelques semaines, Pierre s'est mis à livrer ses fromages à travers le pays. Commandée le matin, la livraison arrive l'après-midi. Et pour encore mieux servir sa clientèle, le petit plus consiste à ramener aussi l'un ou l'autre produit d'épicerie qui manquait aux confinés et que le fromager ira se procurer auprès d'une des épiceries voisines. Cerise sur le gâteau : depuis cette semaine, **La Cave à fromages** (photo : GD) s'assure en plus la complicité de trois restaurants, dont elle va livrer les plats en plus de son dessert salé. En confinement, le manque amène les commerçants énergiques à trouver des idées et à s'associer. Il est vrai qu'au niveau des petits commerces, l'épée de Damoclès tourne au dessus de certaines têtes et pourrait à la fin s'avérer assassine pour l'un ou l'autre des concernés. GD

L'urgence

Il est vrai qu'en ce moment il n'est pas toujours facile de s'orienter en matière de Covid-19. Sur les réseaux sociaux on constate que pas mal de citoyens ne savent plus à quel saint se vouer lorsqu'ils ont une question autour de cet inquiétant virus. Résumons donc ce qui nous semble essentiel. Côté numéros d'urgence, le 112 est toujours le numéro gratuit européen qui fonctionne même sans carte Sim. Autour du virus même, si vous pensez développer des symptômes, la hotline est le 8002-8080. Laquelle vous guidera vers un des centres médicaux. On pourra aussi vous être utile si vous avez des angoisses ou autres problèmes psychologiques. Pour des renseignements médicaux hors Covid-19, le site *doctena.lu* aide à trouver un rendez-vous médical toute l'année et il regroupe tous les médecins du Luxembourg. Sur *econsult.esante.lu*, vous serez plus vite renseigné sur les spécialistes qui peuvent vous aider en ligne le jour même, généralistes, dentistes et sages-femmes confondues. Ceux-ci vous reçoivent en téléconsultation et enverront les informations directement à la pharmacie ou au laboratoire de votre choix. Pour rester au courant de l'évolution du virus au Grand-Duché et suivre le détail des décisions gouvernementales au jour le jour, le site *coronavirus.gouvernement.lu* publie toutes les communications officielles. Enfin, sur *Facebook* des initiatives privées comme « Info Corona Virus au Luxembourg » ou « Zesummen staark » vous offrent chaque jour une revue de presse des principaux titres nationaux liés au sujet et essaient de vous guider par rapport à vos questions. GD

Salomé Jeko

Figurez-vous que j'ai découvert une nouvelle fonctionnalité de mon téléphone. Fonctionnalité plutôt effrayante, d'ailleurs. En fouillant dans mes paramètres, dans l'idée de régler la luminosité de mon écran trop terne quand je le consulte depuis mon transat au soleil, je suis tombée sur une rubrique dont l'intitulé a piqué ma curiosité. « Bien-être numérique ». Ça fait sourire, n'est-ce pas ? Un clic plus tard, croyez-moi, je souriais déjà un peu moins. Dans cette alcôve bien cachée de mon téléphone est en fait comptabilisé le temps que je passe quotidiennement devant mon écran. Juste en dessous, le top trois de mes applications les plus chronophages, et encore plus bas, le nombre de fois où je déverrouille frénétiquement mon clavier. S'ensuit encore toute une série d'informations de ce type, à base d'objectifs à atteindre et de minuteur à fixer pour, vous vous en doutez, passer moins de temps à pianoter et, in fine, gagner en bien-être.

Le truc c'est qu'à l'heure actuelle, mon bien-être passe justement, grandement, par cet écran. Je vous la fais courte, mais au bout d'un mois, mon partenaire de confinement et moi, on se tape un peu sur les nerfs et sincèrement, j'adore mon enfant, mais comment vous dire... Bref, vous avez compris. Donc mon téléphone, sur lequel je passe visiblement une quantité d'heures qui avoisine quasiment celle d'une classique journée de travail, c'est un peu mon meilleur allié. Celui qui me relie à ma famille, aux personnes que j'aime, à mes e-mails, à mon travail, à l'actualité, à mes apéros virtuels, à mon cours de Pilates en ligne, aux musées du monde que je peux désormais visiter depuis mon canapé, à des pièces de théâtre rediffusées, à des concerts live de mes artistes préférés, eux-mêmes enfermés dans leur salon... En résumé : à un semblant d'extérieur, de vie d'avant, de normalité.

N'empêche que toutes ces petites minutes passées par ci, par là, à répondre à un message, à lire un article ou à visionner une recette de Moscow Mule, ça finit par faire des heures qui, additionnées, finissent par faire des jours... Et au bout d'un mois, les yeux un peu écarquillés face à ce compteur d'heures très révélateur, légèrement honteuse et accusant le coup, je me suis demandée si c'était vraiment comme ça que j'avais envie de le passer, ce confinement imposé. Parce que mine de rien, avant, j'en rêvais un peu, moi, d'une pause de ce genre. Pour souffler. Réfléchir. Faire le point. Voir où j'en étais, personnellement, de ma crise de la trentaine. Prendre le temps de vivre, regarder les saisons passer, évacuer un peu de cette « charge mentale » dont on parle tant mais jamais assez. Échapper à cette constante et épuisante sursollicitation de tous

les côtés. Oui, j'avoue avoir, parfois, eu un peu envie de disparaître, de m'enfuir, de me faire oublier, juste un peu hein, juste quelques jours – ne vous inquiétez pas – juste pour me ressourcer. Me retrouver.

Et voilà que d'une certaine façon, on me l'offre enfin, cette possibilité, sur un plateau même ! Pourtant je m'obstine à repousser ce cadeau. À refuser de ne rien faire. À ne surtout pas vouloir m'ennuyer. À organiser d'avance toutes mes soirées, à prouver ma productivité, à vouloir être un peu partout alors qu'on nous demande pour une fois d'être nulle part, à visionner des séries Netflix par paquet, sans même vraiment les regarder, à remplir mon agenda de rendez-vous virtuels avec tout mon carnet d'adresse – et vue la difficulté que je rencontre face à l'emploi du temps surchargé de mes semblables, il est clair qu'on est tous atteint du même syndrome. Normal me direz-vous, s'ennuyer ce n'est pas marrant. Et puis ça nous manque rapidement, la vie sociale, les sorties, les restaurants, le cinéma... Toutes ces choses qui occupent et animent notre vie normalement, dans une société qui n'a de cesse de prôner la mobilité, l'efficacité, le divertissement, le voyage, l'aventure, le frisson... Mais quand même.

J'ai fini par me demander, finalement, si l'ennemi, dans ce confinement, ça n'était pas un peu nous-même ? Si quelque part, ce qui nous embête le plus dans tout ça, ce qui nous rend fou, nerveux, irritable, c'est que parfois, entre deux activités, on finit par se retrouver, indépendamment de notre volonté, seul avec notre intériorité. Face à notre vie, sans fards, à ce que l'on a construit ou manqué, à notre couple, à notre métier. Et que parfois, faire face à tout cela, eh bien ça se révèle bien plus stressant que la dernière saison de *Casa del Papel*, qui soit dit en passant, n'est pas la meilleure. Stressant parce que bien souvent révélateur. D'envies que l'on a, que l'on a eues et qu'on a perdues, ou que l'on a tout simplement plus. De traits cachés de certaines personnalités, de la nôtre ou de celle des autres. D'un quotidien trop formaté, d'un travail qu'on réalise soudain dénué d'intérêt, de relations qui se révèlent plus toxiques que bienfaitrices. De tant de petites choses qui, additionnées, finissent par risquer de conduire à un dédic. Qui lui-même, peut induire un changement. Qui sauterait alors brutalement à nos yeux privés de tout échappatoire, si tant est que ces derniers aient un peu quitté les écrans. Peut-être qu'il est effectivement temps de fouiller l'alcôve de notre bien-être. Et tout en s'exaltant de la nature qui reprend ces droits en seulement un mois, tenter à notre tour d'en tirer leçon.

d'Land méi mobil

Désormais, les abonnés peuvent lire le Lëtzebuerger Land sur leurs iPad et iPhone, ainsi que sur leurs portables et tablettes pourvus du système d'exploitation Android. Il suffit de télécharger l'application dans l'App Store de Apple ou dans le Play Store de Google.

www.land.lu

